



Eigentum
.. *no*



No

~~424~~ ~~THE 10~~

N^o 11/13





Bouasse Lebel Imp Edit

2811

73 rue St Sulpice, Paris

HEILIGE HEDWIG

Bitte für uns.

SWIETA JADWIGA

Modl sie za nami.

Die heilige Hedwig.

Ein Heiligenbild
für das christliche Volk

von

Joseph Jungnick,
Priester des Bistums Breslau.

Mit oberhirtlicher Guttheißung.

Breslau,
G. P. Aderholz' Buchhandlung.
1886.



8928 S

235.3.92

BIBLIOTHEK DER UNIVERSITÄT BONN

Acc K Nr 375 / K Sl.

Allen frommen Verehrern

der

heiligen Hedwig

gewidmet.

Vorwort.

Schon der selige Knoblich hatte die Absicht, von seiner vortrefflichen Lebensgeschichte der heiligen Hedwig eine Volksausgabe zu veranstalten. Ein frühzeitiger Tod verhinderte die Ausführung. An den Unterzeichneten wurde nun das Ansuchen gestellt, den Plan wieder aufzunehmen, und er übernahm die Arbeit in der Hoffnung, dadurch die Verehrung der heiligen Hedwig in weiteren Kreisen zu wecken und neu zu beleben.

Breslau, am Feste der Himmelfahrt des Herrn 1885.

Jungnick.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite.
1. Kapitel. Elternhaus und Kindheit	1
2. Kapitel. Vermählung und neue Heimat	5
3. Kapitel. Freud und Leid in der Familie	10
4. Kapitel. Die Gründung des Klosters Trebnitz ..	14
5. Kapitel. Schweres Familienleid	20
6. Kapitel. St. Hedwigs Gottseligkeit	24
7. Kapitel. St. Hedwigs Mildbthätigkeit.	33
8. Kapitel. St. Hedwigs Wundergabe	37
9. Kapitel. Das Gelübde. Erhöhte Bußstrenge...	42
10. Kapitel. Neues Familienleid	52
11. Kapitel. Fromme Stiftungen. Fürsorge für die Notleidenden	58
12. Kapitel. Heinrich des Bärtigen Kriegszüge, Ge- fangenschaft und Tod	63
13. Kapitel. St. Hedwigs heilige Nächte	71
14. Kapitel. Himmlische Tröstungen	77
15. Kapitel. Der Tartareneinfall	83
16. Kapitel. Die Gabe der Weissagung	91
17. Kapitel. Vorbereitung auf den Tod	97
18. Kapitel. Der Tod der Heiligen	104
19. Kapitel. Wunder nach dem Tode	110
20. Kapitel. Heiligsprechung und Erhebung	122

1.	Einleitung	1.
2.	Die Anfänge der Stadt	2.
3.	Die Entwicklung der Stadt	3.
4.	Die Stadt im 16. Jahrhundert	4.
5.	Die Stadt im 17. Jahrhundert	5.
6.	Die Stadt im 18. Jahrhundert	6.
7.	Die Stadt im 19. Jahrhundert	7.
8.	Die Stadt im 20. Jahrhundert	8.
9.	Die Stadt heute	9.
10.	Die Stadt in der Zukunft	10.
11.	Die Stadt in der Vergangenheit	11.
12.	Die Stadt in der Gegenwart	12.
13.	Die Stadt in der Zukunft	13.
14.	Die Stadt in der Vergangenheit	14.
15.	Die Stadt in der Gegenwart	15.
16.	Die Stadt in der Zukunft	16.
17.	Die Stadt in der Vergangenheit	17.
18.	Die Stadt in der Gegenwart	18.
19.	Die Stadt in der Zukunft	19.
20.	Die Stadt in der Vergangenheit	20.

1. Kapitel.

Elternhaus und Kindheit.

In der malerischen Gegend zwischen dem Starenberger- und Ammersee, südlich von München, erhebt sich der Andechs, im Volksmunde der heilige Berg genannt. Eine schöne Wallfahrtskirche krönt den Gipfel desselben und ist das Ziel zahlreicher Pilgerscharen. Jahrhunderte lang hüteten Benediktiner das Heiligtum, bis der Klostersturm in Bayern 1806 sie verdrängte; einsichtsvollere Zeiten haben sie indes zurückgeführt.

Ehe das Kloster 1227 durch Heinrich, einen Bruder der heiligen Hedwig, gegründet war, erhob sich daselbst die ritterliche Stammburg der Grafen von Andechs. Die Grafen waren hochangesehen und reich. Sie zählten die deutschen Kaiser aus dem Hause der Hohenstaufen unter ihre Verwandten und konnten ihre Ahnen bis auf Karl den Großen zurückführen. Ihre Besitzungen dehnten sich von der Küste des adriatischen Meeres bis nach Tyrol, Bayern, Franken und Schwaben aus, und

außer dem Namen ihres Stammhauses Andechs führten sie noch die Titel eines Markgrafen von Istrien, Herzogs von Dalmatien und Kroatien und Grafen von Meran. Dem großen Reichtum entsprach ihre Wohlthätigkeit gegen die Armen und die wahrhaft fürstliche Freigebigkeit gegen Kirchen und Klöster. Ihr Name wurde in den Heldenliedern gefeiert, und sie galten wegen ihrer Tapferkeit und ihres Edelmutes in allen deutschen Gauen als das Muster jeder Rittersugend. Die Dichter nannten das Schloß Andechs „die Lilienpforte“, um zu verkünden, daß dort reine Zucht und tadellose Sitte gepflegt werde.

Träger dieser Tugenden und Gebieter auf Andechs war in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts Berthold IV., vermählt mit Agnes, einer Tochter des Markgrafen Dedo von Meissen, die an Adel der Gesinnung ihm ebenbürtig war. In seiner Jugend begleitete er den Kaiser Friedrich Barbarossa auf seinen Kriegszügen und nahm später ruhmreichen Anteil an dem Kreuzzuge, zu dem derselbe Kaiser in seinem hohen Alter sich entschloß. Im Jahre 1174 (der Tag der Geburt ist nicht bekannt) wurde ihm jene Tochter geboren, die zu dem irdischen Ruhme seines Hauses den Glanz himmlischer Verklärung hinzufügen sollte. Das Kind empfing in der Taufe den Namen Hedwig, im Altdutschen Hathui oder Hathuwid

d. h. die dem Kampfe und Siege Geweihte, die Siegreiche. Berthold hatte außer Hedwig noch vier Söhne, Ekbert, Berthold, Heinrich und Otto, und drei Töchter, Gertrud, Agnes und Mathilde, die zum Teil eine traurige Berühmtheit in der Geschichte erlangten.

Die Eltern konnten bald gewahren, daß Hedwig von der Vorsehung mit ganz besonderen Gaben ausgestattet sei, und sie waren eifrig bemüht, das Entfalten der herrlichen Anlagen auf jede Weise zu begünstigen. Deswegen übergaben sie das geliebte Kind dem Benediktinerinnenkloster Kitzingen am Main, welches von Thekla, der treuen Mitarbeiterin des heiligen Bonifacius, gegründet, einen vorzüglichen Ruf als Bildungsstätte für die weibliche Jugend genoß. An der Äbtissin Bertha hatte Hedwig für ihr späteres Leben ein leuchtendes Vorbild strengen Lebens, milder Gesinnung, aber auch rechtzeitiger Entschiedenheit. Zur besonderen Lehrerin erhielt sie die vortreffliche Petrusja, für welche sie bald eine überaus herzliche Zuneigung an den Tag legte. Die Mädchen wurden im Lesen, Schreiben, in der lateinischen Sprache, in Handarbeiten, häuslichen Geschäften, Musik, ja selbst in der Heilkunde unterrichtet; insbesondere erhielten sie eine gediegene Anleitung zur christlichen Gottessucht und Frömmigkeit. Hedwig machte in allen Unterrichtsgegenständen ausgezeich-

nete Fortschritte; denn, wie ausdrücklich von ihr berichtet wird, von frühester Kindheit an zeigte sie ein verständiges Herz, vermied allen Leichtsinn, stets bemüht, gute Sitten sich anzugewöhnen und jugendlichen Übermut zu fliehen. Sie bewahrte die Reinheit eines schuldblosen Lebens und befließigte sich besonders des ziemenden Anstandes und aller Züchtigkeit. In allen diesen Stücken hatte sie außer jenen, die ihr zu Lehrerinnen gegeben waren, um Fortschritte in der Schule der Tugend zu machen, auch den heiligen Geist noch zum Lehrmeister, der es ihr von zarter Kindheit an eingab, wie sie in Gottesfurcht sich aller Sünde enthalten und ihre Seele rein bewahren möge vor aller Begierlichkeit. Daher mischte sie sich nie unter leichtfertige Gespielinnen, brachte ihre Zeit stets nützlich zu, lernte besonders mit großem Fleiße das Verständniß der heiligen Schrift, um später aus der gewonnenen Erkenntnis die Gnade der inneren Tröstung und der Andacht reichlich zu schöpfen.

Demnach mochten die Erzieherinnen die künftige Tugendgröße ihrer seltenen Schülerin ahnen; sie wußten auch, daß Hedwigs beschaulicher, demüthiger Sinn nicht verlangte, in der Welt zu glänzen und zu herrschen; es war ihnen die reine, heilige Begierde ihres Herzens bekannt, Gott ausschließlich in klösterlicher Abgeschiedenheit zu dienen,

fern von der Welt, deren Güter und Ehren ihr gleichgiltig waren. Allein die göttliche Vorsehung hatte ihr andere Bahnen vorgezeichnet; ihre großen Gaben und ihre hohe Frömmigkeit sollten zur Ehre Gottes und zum Heile vieler Tausende in einem weiteren Wirkungskreise leuchten.

Inzwischen hatte Hedwig das zwölfte Jahr erreicht und war nach der kräftigeren Art unserer Voreltern zu einer anmutigen Jungfrau erblüht, als sie nach der Bestimmung ihrer Eltern das Kloster Kitzingen verließ, um fortan in der Welt zu wandeln, als lebte sie nicht darin.

2. Kapitel.

Vermählung und neue Heimat.

Die Eltern hatten bereits einen Bräutigam für sie gewählt, den herzoglichen Prinzen Heinrich von Schlesien. Der Vater desselben, Herzog Boleslaus der Lange, und Hedwigs Vater und Großvater waren alte Waffengenossen; unter den Mauern Mailands hatten sie in Barbarossas Heere nebeneinander gekämpft. Obgleich es Hedwigs inniger Wunsch gewesen, ihre Jungfräulichkeit dem Herrn zu weihen, so zögerte sie doch nicht, das Opfer ihrer Herzensneigung zu bringen, als

sie klar und bestimmt den göttlichen Willen erkannte, der ihr durch den Mund der Eltern kund gegeben wurde. Sie vertraute auf die Vorsehung, von der sie zum Werkzeuge erkoren war, um im unbeschränkten Verkehre mit dem heilsbedürftigen Schlesiervolke die Verbreitung des Glaubens und christlicher Sitte zu befördern, sowie auf ihren zukünftigen Gemahl, dessen gute Eigenschaften ihr gerühmt wurden, und getrost zog sie nach der Hofburg zu Breslau.

Sie nahm wohl für ihr ganzes Leben Abschied von ihren Eltern und Geschwistern und von dem trauten Heiligtume der Burgkapelle, ohne Hoffnung, die Ihrigen jemals wiederzusehen, aber getröstet von dem gläubigen Bewußtsein, daß derselbe sakramentale Heiland, den sie bisher angebetet, auch in der neuen Heimat sie erwartete. Mit ihr zogen treue Vasallen ihres Vaters und überbrachten den Brautschlag, der 30 000 alte Mark, nach jetzigem Geldwerte gegen 300 000 Thaler, betrug. Wo und wann die Trauung vollzogen worden, welche Festlichkeiten dabei stattfanden, ist von der Geschichte nicht aufbewahrt.

Der jugendliche Gemahl, Prinz Heinrich, wegen seines starken Bartes später der Bärtige genannt, war von milder Gemüthsart, leutselig, tapfer und streng gerecht. Seiner frommen Gemahlin, die bald einen überaus wohlthätigen Einfluß

auf ihn ausübte, gab er viele Beweise zarter Nachgiebigkeit und Verehrung. So ritterlich und edelmütig er sonst war, entdeckte Hedwig doch an ihm einen großen Mangel an Religionskenntnis; er verstand nicht einmal recht zu beten. Sie aber wünschte, daß derjenige, den sie nach Gott vor allen Menschen liebte, auch dem Himmel wohlgefällig sei, und lehrte ihn verschiedene Gebete, die sie im Kloster gelernt hatte. Wie sie das künftige Haupt des Volkes durch Wort und Beispiel zur Tugend erzog, so suchte sie ein gleiches Erzieheramt an ihrer Umgebung und den Unterthanen zu üben. Zunächst mußte sie sich die für eine deutsche Zunge so schwierige polnische Landessprache aneignen. Sie erlangte darin ohne Zweifel vollkommene Fertigkeit, denn wir sehen sie überall und, um Gottes willen, gerade am liebsten mit der niederen Volksklasse verkehren.

Das herzogliche Hoflager befand sich abwechselnd zu Breslau, Liegnitz und Glogau; außerdem standen der heiligen Fürstin zahlreiche Burgen zur Verfügung, unter denen sie namentlich Lähnhaus am Boberthale, Löwenberg, Bunzlau, Röchlitz bei Goldberg, Nimptsch und Kroffen zum zeitweiligen Aufenthalte wählte. Von den Fenstern des herzoglichen Schlosses auf der Dominfel zu Breslau hatte sie die ungefähr vierzig Jahre vorher gegründete Kathedrale zum heiligen Johan-

nes dem Täufer vor Augen, zu deren Aufbau ihr Sohn und Enkel noch beitrugen und deren Mitpatronin sie einst werden sollte. Noch einige andere Kirchen und Kapellen waren in Breslau, draußen auf dem flachen Lande aber waren Kirchen und Priester nur spärlich zu finden. Zwar war das Christentum bereits zwei Jahrhunderte eingeführt, aber langwierige Verwüstungskriege und die von Sklaverei sich wenig unterscheidende Lage der unter dem Drucke des polnischen Rechts leidendes Landbevölkerung hatten die Lehre Jesu Christi bisher gehindert, ihre beseligenden Früchte zur Reife zu bringen. Die Bewohner, obwohl zum größten Teil getauft, hatten noch viele heidnische Sitten und Gewohnheiten, und die Beobachtung der Lehren und Vorschriften des christlichen Glaubens konnte nur durch außerordentliche Strenge aufrecht erhalten werden. Dazu kam, daß viele Priester ungebildet waren und einen Wandel führten, der ihrer Würde durchaus nicht entsprach und sie unfähig machte, ihre erhabene Sendung zu erfüllen. Klöster besaß ganz Schlesien damals nur drei: das Kloster der Prämonstratenser auf dem Elbing bei Breslau, der Augustiner-Chorherren auf dem Sande in Breslau und der Cistercienser zu Lenbus. Schon daraus erklärt sich die niedere Kultur und der unwirthliche Zustand des Landes; denn überall in Deutschland sind

es die Orden gewesen, welche zuerst die Wälder gelichtet, die Sümpfe ausgetrocknet, die Felder urbar gemacht und die Wildnisse in freundliche, bewohnte Gefilde verwandelt haben.

Unter solchen Verhältnissen mußte der Aufenthalt in Schlesien für die jugendliche Hedwig von vornherein als ein schweres Opfer erscheinen. Wäre sie weichlich erzogen und den Genüssen des Lebens ergeben gewesen, so würde sie mutlos und verzagt geworden sein und alles aufgeboten haben, um in ihre schöne Heimat zurückkehren zu können. Aber vertrauensvoll und heiteren Blickes sah sie Schlesien nur als das Land an, dem sie nach Gottes Bestimmung nun Mutter sein sollte, schloß um so inniger sich an ihren Gemahl an, um ihn für alle guten Absichten, die sie hegte, zu gewinnen, und liebte Schlesien wie ihr eigenes Vaterland. Darum war ihr frommes, landesmütterliches Wirken auch gesegnet; des Landes Wohlfahrt blühte unter ihren Augen auf und seine Bewohner wurden leiblich und geistig gehoben.

3. Kapitel.

Freud und Leid in der Familie.

Die Ehe Heinrichs und Hedwigs wurde zunächst mit zwei Töchtern gesegnet, Agnes und Sophie, die in frühester Jugend starben und vor dem Hochaltare der Stiftskirche zu Leubus begraben wurden. Die dritte Tochter Gertrud aber blühte als der Mutter Ebenbild heran und berechnete schon in zarter Kindheit zu all den schönen Hoffnungen, die sie später so glänzend erfüllte. Nach den Töchtern erhielt das fürstliche Ehepaar zwei Söhne, Heinrich, der die ganze Zuneigung der Mutter besaß, und Konrad, der ihr viel Kummer verursachen sollte. Die Kinder wurden sorgfältig erzogen und vor allen bösen Eindrücken am Hofe möglichst geschützt; die Mutter hütete sie vor aller Verweichlichung, der Vater hielt sie zu den ritterlichen Übungen an und machte sie frühzeitig mit den Staatsgeschäften bekannt; man lehrte sie die Unterthanen lieben und auf das Wohl derselben bedacht sein.

Der Anblick und die Erziehung der Kinder ließen Hedwig einigermaßen die unerquicklichen Verhältnisse vergessen, die am herzoglichen Hofe herrschten. Die Hauptschuld an diesen Zerwürfnissen trug wohl Jaroslaus, der Sohn des Herzogs

Boleslaus aus dessen erster Ehe mit einer russischen Prinzessin. Als sich Boleslaus später mit Abelheid, einer deutschen Fürstentochter, vermählte, wurde Jaroslaus eifersüchtig auf seine jüngeren Stiefbrüder, die er vom Vater bevorzugt glaubte, indem er fürchtete, sein Erbe möchte durch sie verkürzt werden. Er empörte sich deshalb, unterstützt von seinem Oheim, Herzog Wicislaus, wiederholt gegen den Vater und zwang ihn, mit den Seinigen zu fliehen und schließlich dem Empörer das Gebiet von Oppeln und Reisse abzutreten. Dies geschah um die Zeit, da Hedwig nach Schlesien kam. Es drohte also der jungen Fürstin in der neuen Heimat zunächst nichts Geringeres als Vertreibung und Kränkung. Sie war aber wie ein Friedensengel in der Familie eingekehrt und gab sicher keine Ursache zu erneuter Zwietracht. Das Ende derselben mochte sie nahe glauben, als sie die Freude erlebte, daß Jaroslaus in den geistlichen Stand trat, Domherr zu Breslau wurde und schließlich vom Domkapitel zum Bischof gewählt wurde. Allein, während Boleslaus nochmals mit Kaiser Heinrich VI. nach Italien gezogen war, erwies Jaroslaus von neuem sich feindlich, indem er der Lieblingsstiftung des Vaters, dem Kloster Leubus bedeutende Gerechtame entzog. Hedwigs zarte Seele mußte unter diesen traurigen Verhältnissen schwer leiden; um so wohl-

thuender war für sie der Umgang mit der edlen, frommen Schwester ihres Gemahls, Adelheid, die sich ihr von Anfang an mit besonderer Innigkeit angeschlossen hatte. Leider dauerte dieser tröstliche Verkehr nicht lange, da Adelheid nach einigen Jahren an den Markgrafen Diepold von Mähren vermählt wurde.

Zu den Sorgen in der eigenen Familie kamen die Unglücksnachrichten aus dem elterlichen Hause. 1195 hatte Hedwig den Tod der geliebten Mutter zu betrauern und im folgenden Jahre die schmachvolle Verbindung ihrer Schwester Agnes mit dem Könige Philipp August von Frankreich. Derselbe hatte die dänische Prinzessin Ingeburg geheiratet, aber bald wieder verstoßen. Er suchte nun eine andere Gemahlin; mehrere Fürstentöchter wiesen ihn ab, nur die schöne und stolze Agnes von Meranien setzte sich über das Urtheil der Welt, über Philipps Treulosigkeit und über die Gesetze der Kirche hinweg und ging eine sündhafte Verbindung mit dem königlichen Ehebrecher ein. Papst Innocenz III. nahm sich der verstoßenen Königin an und da alle Mahnungen bei Philipp August an und da alle Mahnungen bei Philipp August und Agnes nichts fruchteten, sprach er das Interdict über Frankreich aus, so daß das ganze Land für die Sünde des Königs büßen und die Tröstungen der Religion entbehren mußte. Der Jammer des Landes rührte indes die Sünder auf

dem Throne nicht, bis das Volk seinen Unwillen laut kund gab, der Adel mit den Waffen in der Hand den Gehorsam aufkündigte und der Papst im Begriff stand, über die Hartnäckigen den Kirchenbann auszusprechen. Jetzt beugte sich der Trotz des Königs, der von allen Seiten sich bedrängt sah; Agnes mußte den Hof verlassen und erhielt ein entlegenes Schloß zum Aufenthalt angewiesen, wo sie aus Ärger über ihre Verbannung und an gekränktem Stolz bald starb (1201). Ingeburg nahm später den ihr gebührenden Platz wieder ein. Das sündhafte Leben und traurige Ende der unglücklichen Schwester war für Hedwig eine der schwersten Prüfungen, und das strenge Bußleben, welches sie führte, sollte ohne Zweifel auch eine Sühne für die Frevel sein, womit Agnes die göttliche Majestät beleidigt hatte.

Das Jahr, in welchem Agnes aus diesem Leben schied, brachte auch sonst der schlesischen Herzogsfamilie Trauer in Fülle. Am 22. März 1201 starb Bischof Jaroslaus, nachdem er mit Einwilligung des Vaters den bischöflichen Stuhl zu Breslau zum Erben des Fürstentums Neisse eingesetzt hatte. Am 10. Februar hatte Boleslaus bereits einen anderen Sohn, Johannes, durch den Tod verloren; diesem folgten bald noch zwei Brüder, am 3. Juni Konrad und am 18. desselben Monats Boleslaus. Gramerfüllt über diesen viel-

fachen Verlust brach am 7. Dezember 1201 auch das Herz des 79jährigen Vaters. Boleslaus wurde vor dem Hochaltar der Stiftskirche zu Leubus neben seinen Enkelinnen bestattet. Ein aus Messing gegossenes Denkmal, das seine ganze Figur in Rüstung zeigt, deckt die Gruft. Mit dieser Familientrauer begann das neue Jahrhundert für die junge, aber bereits schwergeprüfte Hedwig; mit dem Tode des Herzogs Boleslaus begann zugleich die selbständige Regierung Heinrich des Bärtigen und seiner frommen Gemahlin.

4. Kapitel.

Die Gründung des Klosters Trebnitz.

Heinrich gebot über Mittel- und Niederschlesien, einen Teil der Lausitz, über das Land um Kroffen und Lebus nebst der Gegend zwischen Odra und Oder. Mit ungeteiltem Eifer konnte er, nachdem der Tod alle, die zuvor des Hauses Frieden gestört, im Grabe zur Ruhe gebettet hatte, auf das Wohl seines Volkes bedacht sein; seine fromme Gemahlin aber erwies sich nach allen Seiten hin als wahre Mutter des Landes. Eine schöne Zukunft schien über Schlesiens Wildnissen aufzugehen, und die polnischen wie die deutschen Bewohner blickten hoffnungsvoll ihr entgegen.

Heinrich begünstigte auf jede Weise die bereits angesiedelten Mönche, von denen die Männer die Bebauung des Bodens erlernten und talentvolle Knaben den ersten Unterricht empfangen. Es fehlte aber noch für das weibliche Geschlecht eine Zufluchtsstätte der Bildung und der Gesittung. Diesen Mangel mochte Hedwig, als sie nach Schlesien gekommen, alsbald schmerzlich empfunden und beklagt haben; jetzt, da die fürstliche Macht in den Händen ihres Gemahls ruhte, wandte sie allen Einfluß an, ihn für ihren Lieblingsplan zu gewinnen, wozu ihr der Himmel, wie die Legende erzählt, selbst behilflich war. Drei Meilen nördlich von Breslau, in einem romantischen Thalgrunde, in der Gegend des heutigen Trebnitz, besaß der Herzog ein Landgut mit einem Jagdschlosse, wo er gern dem Vergnügen des Weidwerks oblag. Eines Tages verfolgte er, sein Gefolge weit zurücklassend, auf seinem Jagdroffe ein Wild, geriet aber unversehens auf Moorgrund und sank bald so tief in dem Sumpfboden ein, daß an natürliche Rettung kaum mehr zu denken war. Von aller menschlichen Hilfe entfernt, soll Heinrich da seine Zuflucht zu Gott genommen und, wenn er noch einmal aus dieser Todesgefahr errettet würde, auf der Unglücksstelle ein Kloster zu bauen gelobt haben. Raum war das Gelübde gemacht, so nahm das

Pferd noch einmal alle Kräfte zusammen und arbeitete sich glücklich heraus. Hedwig schaute um dieselbe Stunde im Geiste die Todesgefahr und vernahm das Gelübde ihres Gemahls, der voll Staunen nach seiner Rückkehr alles aus ihrem Munde vernahm. So erzählt die fromme Sage, welche im Volksglauben feste Wurzeln gefaßt hat.

Gewiß ist, daß der Trebnitzer Klosterbau bald nach dem Regierungsantritte Heinrichs begonnen wurde. Zu Anfang des Jahres 1203 war der Bau so weit gediehen, daß die Nonnen in der Oktave des Festes der heiligen Dreikönige ihre hölzernen Zellen beziehen konnten; die Kirche mit ihrem Turme wurde erst fünfzehn Jahre später vollendet und feierlich geweiht. Hedwigs Bruder Ekbert, Bischof von Bamberg, war ersucht worden, Cistercienser-Jungfrauen für die neue Stiftung zu gewinnen; gleichzeitig gedachte die heilige Fürstin ihrer Jugendlehrerin in Rizingen, Petrußa, und bewog sie, ob schon bisher der Regel des heiligen Benedictus untergeben, ihren schwarzen Ordenshabit mit dem weißen der Cistercienserinnen zu vertauschen. Petrußa folgte bereitwillig dem Wunsche ihrer besten Schülerin und trat als Äbtissin an die Spitze des neuen Konvents. Bischof Cyprianus von Breslau, der mit seinen Domherren bei der Einführung der Nonnen zugegen war, bestätigte alle dem Kloster bereits gemachten Schenkungen

und sprach den Bann über alle aus, die jemals die fromme Stiftung antaßten würden.

Heinrich hatte bald anfangs das Kloster so großartig eingerichtet und mit Einkünften so reich begabt, daß 1000 Personen bequem unterhalten und noch viele Almosen ausgeteilt werden konnten. Indes die nächstfolgenden Jahre brachten neue reiche Schenkungen an Grundbesitz und Gerechtsamen. Sehr schön sind die frommen Absichten des fürstlichen Stifters in der Gründungsurkunde mit den Worten ausgesprochen: „Ich Herzog Heinrich von Schlesien, Sohn des Herzogs Boleslaus, habe zum Heile der Seelen meines Vaters, meiner Mutter, meiner eigenen und aller übrigen mir teureren Verwandten, sowie aller Gläubigen, dieses Kloster zur Ehre Gottes und des heiligen Apostels Bartholomäus gestiftet, damit das schwache Geschlecht darin eine Zufluchtsstätte erhalte.“ Es wurden in Trebnitz nicht bloß Cistercienserinnen aufgenommen, sondern auch Frauen und besonders adelige Mädchen, denen die Klostermauern Sicherheit gegen gewaltsame Entführung boten, wie sie in jener rohen Zeit nicht selten war. Um seine Lieblingsgründung vor frevelhaften Eingriffen zu schützen, schließt der Herzog alle Trebnitzer Vergabungsurkunden mit der ergreifenden Warnung: „Wer immer diese Stiftung verlegt, ohne volle Genugthuung zu leisten, ist von der Kirche aus-

geschlossen; und mit Judas, dem Verräther, der sich selbst erhing, mit Dathan und Abiron, welche die Erde lebendig verschlang, theile er ewig sein Geschick.“

Mit dem Herzoge wetteiferte seine heilige Gemahlin, den Bau des Klosters aus allen Kräften zu fördern. Zu dem Zwecke opferte sie ihren ganzen Brautsegen und erwirkte von ihrem Gemahl die Gnade, daß alle Gefangenen und Verbrecher, selbst diejenigen, welche zum Tode verurtheilt waren, ihre Strafzeit beim Stiftsbau abhüßten durften. Das Mitleid mit den gefangenen Verbrechern, welches Hedwig so oft an den Tag legte, ist einer der edelsten und schönsten Züge in ihrem Leben und kann nur vollkommen gewürdigt werden, wenn man weiß, wie grausam diese Unglücklichen damals behandelt wurden. Sie schickte den Gefangenen Licht, denn sie saßen in finsternen unterirdischen Kerker oder Burgverließen, wo kein Sonnenstrahl zu ihnen drang. Sie schickte ihnen Speise, denn sie fristeten an jenen Orten des Entsezens kaum ihr Leben mit schlechtem Brote und verdorbenem Wasser; niemand nahm sich ihrer an, wenn sie erkrankten. Sie schickte ihnen Kleidung, sogar doppelt, um wechseln zu können, denn die eigenen Kleider fielen ihnen nach längerem Aufenthalte im feuchten Kerker vermodert vom lebendigen Leibe, der von bitterer Kälte gepeinigt,

von Fieberschauern durchschüttelt und nicht selten mit Aussatz bedeckt war. Je nach ihren Verbrechen waren die Eingekerkerten in das Halseisen gelegt oder an Händen und Füßen mit schweren Ketten gefesselt, oder ihre Beine waren in höchst schmerzlicher Lage weit auseinander gespannt und in Holzblöcke eingezwängt. Ein einziger Besuch an diesen Stätten des Jammers und der Schmerzen hatte genügt, um das tiefste Erbarmen im Herzen der heiligen Fürstin zu erregen; sie sah auch in den Verbrechern noch ihre Kinder, und je tiefer sie gefallen waren, desto unglücklicher und des Mitleids würdiger erschienen sie ihr. Die Gefängnisse waren fortan ein Hauptgegenstand ihrer Sorge und Wohlthätigkeit. Ihr Gemahl, der vor ihrer Heiligkeit die höchste Ehrfurcht hatte, setzte ihr dabei kein Hindernis, sondern gab den Befehl, daß jeder Kerker sofort geöffnet werden sollte, wenn die Herzogin vorüberkäme. Nun aber, als es sich um den Trebnitzer Kloster- und Kirchenbau handelte, führte sie die Lebendigbegrabenen heraus in die freie Natur und verwendete die Hände, die sich zu Verbrechen ausgestreckt hatten, im Dienste Gottes und seiner Kirche. Die Befreiten zeigten sich dankbar für die Güte des Fürstenpaares, indem sie durch außerordentliche Thätigkeit den Bau rasch förderten und seiner Vollendung entgegen führten.

Hedwig hatte nun in der Nähe von Breslau einen Ort, wo sie an der Seite ihrer mütterlichen Freundin Petruſſa ausruhen konnte von dem bewegten Leben am Hofe, eine Zufluchtsstätte des Friedens, wo sie sich Trost in Trübsal holte und Stärkung für bevorstehende Prüfungen.

5. Kapitel.

Schweres Familienleid.

Heinrich und Hedwig mochten bei der Gründung des Klosters Trebnitz kaum daran gedacht haben, daß sie dasselbe für ihre eigene Tochter Gertrud gebaut hätten. Unter den Fürsten, welche um die Hand der jungen Prinzessin warben, schien der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach den Vorzug zu behaupten. Ekbert von Bamberg hatte wahrscheinlich den Brautwerber für ihn gemacht. Otto war ausgezeichnet durch seine Tapferkeit und stand beim Kaiser Philipp von Schwaben in hoher Gunst, bis seine bösen Eigenschaften zutage traten. Er war überaus jähzornig und manche Blutschuld lastete auf seinem Gewissen. Grausam pflegte er Gerechtigkeit zu üben, und es wird von ihm erzählt, daß er jedesmal, wenn er ausritt, Stricke an seinem Gürtel trug, um jeden Dieb, hätte derselbe auch nur eines Pfennigs Wert gestohlen, sofort

aufzuknüpfen. Als er sich nun rüstete, um mit Ekbert und dessen Bruder Heinrich von Andechs an das herzogliche Hoflager nach Breslau zu ziehen und persönlich um Gertrud zu werben, und er sich einen Empfehlungsbrief vom Kaiser erbat, so erfüllte dieser zwar insofern die Bitte, daß er in dem versiegelten Schreiben Ottos ritterliche Eigenschaften rühmte, zugleich aber schilderte er des Brautwerbers wilden Charakter, von Mitleid zu Hedwigs Tochter bewogen, die ihm mütterlicherseits verwandt war und die er nicht einem rauhen und ruchlosen Manne preisgegeben wissen wollte. Unterwegs soll Otto den Brief, der ihm verdächtig vorkam, erbrochen haben; er geriet nebst seinen Begleitern über den Inhalt in den heftigsten Zorn und schwur Rache. Sofort kehrten alle nach Bamberg zurück, wo der Kaiser sich aufhielt.

Sorglos pflegte dieser, da ein heißer Sommer tag war, der Ruhe in einem der inneren Gemächer der Altenburg, als Otto eindrang und ihm einen so tödtlichen Streich versetzte, daß er bald eine Leiche war. Otto entfloh mit seinen Gefährten. Die Kunde von der Greuelthat erfüllte ganz Deutschland mit Entsetzen. Auf der Fürstenversammlung zu Frankfurt wurde der Mordhelfer samt den Brüdern Hedwigs, Ekbert und Heinrich, weil sie der Mitschuld verdächtig waren, in die Reichsacht gethan und ihrer Würden, Lehen und

Güter verlustig erklärt. Otto irrte ein Jahr flüchtig umher, bis er in der Nähe von Regensburg in einem Stalle versteckt gefunden und niedergehauen wurde. Elbert floh zu seiner Schwester Gertrud, Königin von Ungarn, Heinrich aber entkam ins gelobte Land, wo er zwanzig Jahre hindurch im Kampfe gegen die Ungläubigen seine Blutschuld zu büßen suchte.

Herzog Ludwig von Bayern zog indes gegen die Burg Andechs und zerstörte den Stammsitz der Herzoge von Meranien, die Geburtsstätte der heiligen Hedwig. Als Heinrich wieder begnadigt aus Palästina zurückkehrte, brachte er von Rom die Leiber der heiligen Märtyrer Felix und Adaeus mit und stiftete an Stelle der zerstörten Burg 1227 das Benediktinerkloster Andechs.

Der greise Berthold von Meranien war schon durch das traurige Ende seiner Tochter Agnes aufs tiefste betrübt worden; die Theilnahme an dem fluchwürdigen Verbrechen des Kaisermordes, wodurch die Söhne den Ruhm seines Hauses geschändet hatten, sowie die Zerstörung seiner Stammburg brachen sein Herz. Er überlebte diese schmerzlichen Ereignisse nur kurze Zeit; am 11. August 1209 starb er und wurde im Kloster Dieffen an der Seite seiner Gemahlin beigesetzt. Ohne Zweifel betrauerte seine beste Tochter Hedwig innig sein Hinscheiden. Seine Frömmigkeit

und Wohlthätigkeit war ihr von Kindheit an Muster und Vorbild gewesen. Obgleich nirgends von einer Reise der heiligen Herzogin nach Deutschland ausdrücklich berichtet wird, so sprechen doch Vermutungen dafür, daß sie dem Leichenbegängnisse des Vaters persönlich beigewohnt habe.

Die Erinnerung an das zerstörte Vaterhaus, an den Tod des Vaters und an die geächteten Brüder erfüllte Hedwigs Seele mit tiefster Wehmuth; um so trostreicher war für sie der Entschluß ihrer Tochter Gertrud, die so gnädig vor dem lebenslänglichen Unglücke beschützt worden war, dem sie an der Seite des gewalthätigen Pfalzgrafen Otto sicher verfallen wäre. Durch den traurigen Ausgang der ersten Brautwerbung für immer von einer zweiten abgeschreckt, gesellte sich die junge Prinzessin, dem innigen Wunsche ihrer Mutter folgend, den gottgeweihten Jungfrauen in Trebnitz bei. Auch bei dieser Gelegenheit that der herzogliche Vater, welcher der Tochter die Mitgift nicht vorenthalten wollte, seine milde Hand auf, indem er abermals die Einkünfte des Klosters bedeutend vermehrte. Seiner heiligen Gemahlin aber war nach vieler Trübsal eine große Freude bereitet. Das Glück, dem sie selbst hatte entsagen müssen, im frommen Verein mit jungfräulichen Seelen ausschließlich Gott zu dienen, war nun ihrer geliebten Tochter beschieden.

6. Kapitel.

St. Hedwigs Gottseligkeit.

Hedwig gelangte schon in jungen Jahren zu einer hohen Stufe der Vollkommenheit und war für den Hof und das ganze Land ein leuchtendes Muster jeder Tugend. In allen Dingen überlegte sie reiflich, wie sie vor Gott aufs heiligste, vor den Menschen aufs ehrbarste wandle. Ihre Ehe war umflossen von dem Glanze unverfälschter standesmäßiger Reinheit; zu bestimmten Zeiten übte sie mit ihrem Gemahl die heilige Enthaltbarkeit. Ihre Kinder bewachte sie mit der ganzen Sorgfalt einer wahrhaft christlichen Mutter und suchte ihnen von Jugend auf Opferwilligkeit einzulößen; dieselben mußten sie an die Stätten der Armut und des Elends und selbst beim ungünstigsten Wetter in entfernte Kirchen begleiten.

An ihrem Hofe hielt die Herzogin auf die strengste Sittenzucht; schon der Kinder wegen duldete sie nur wohlgefitte Beamte und Dienerinnen in ihrer Umgebung, verleumderische Reden und Lästerungen waren ihr ein Greuel. In rührender Weise sorgte sie für die Bedürfnisse ihrer Hausgenossen. Während dieselben schliefen, ging sie leise umher, untersuchte ihre Kleider und Schuhe, und wenn sie einen Schaden entdeckte,

sprach sie am Morgen: „Warum hast du dies vor mir verheimlicht? geh eilig und laß es ausbessern!“ Lag von ihren Untergebenen jemand krank danieder, so besuchte sie ihn alsbald, ließ ihm alle Wartung und Hilfe angedeihen und wachte selbst des Nachts an seinem Schmerzenslager. Wie sie überhaupt niemanden zürnte, nie harte Verweise gab, sondern alle freundlich anredete und behandelte, so war sie besonders gegen die Dienstboten nachsichtsvoll. Einer ihrer Kämmerer hatte ihr einst drei schöne silberne Becher verloren gehen lassen, die heilige Fürstin aber ließ kein Zeichen des Unwillens merken und gab ihm keinen Verweis, sondern sagte nur: „Geh und suche fleißiger, ob du vielleicht die Gefäße noch findest, die du durch sorglose Verwahrung verloren hast.“ Das brachte sie mit solcher Mäßigung vor, daß der Angeredete, wie er nachträglich selbst eingestand, unmöglich beleidigt werden konnte.

Ihre Kleidung, ihr Tisch, ihre ganze Hauseinrichtung verrieten schon damals, daß sie auf ihre eigene Person wenig bedacht war. In ihrer Jugend hatte sie sich am väterlichen Hofe wohl standesgemäß gekleidet, wie es die Sitten der Vornehmen verlangten; in bunten, auffallenden Stoffen, die ungemein teuer waren, ging sie jedoch nie einher. Auch als Fürstin vermied sie allen überflüssigen weltlichen Pomp, allzu große Pflege

des Leibes, und suchte nur den Anstand zu wahren. Es mangelte ihr nicht an reichen, kostbaren Gewändern, aber sie legte dieselben nur an, wenn sie bei Hoffesten öffentlich an der Seite ihres Gemahls erscheinen mußte. Sie that es dann aus Gehorsam, um ihn nicht zu kränken. Ebenso duldete sie nur seinetwegen das zahlreiche Gefolge von Rittern, Pagen und eigens zu ihrem Dienste bestellten Edelfrauen, die zum Hofstaate gehörten.

Anstatt den Leib zu schmücken und zu verwöhnen, gewährte sie ihm kaum das Notwendige. Sie ging aus Liebe zu Gott gern mit bloßen Füßen, obwohl sie anfangs ihres Gemahls wegen diese Fußübung ängstlich verbarg. Wußte sie sich unbeachtet, so trug sie die Schuhe, ohne Filzfutter und Socken, unter dem Arme, zog sie aber sogleich an, wenn sie Personen begegnete, denen sie Hochachtung schuldig zu sein glaubte. Als sie eines Tages in gewohnter Weise barfuß einherging, führte ein unverhoffter Umstand sie plötzlich mit dem Herzoge zusammen, so daß sie nicht Zeit fand, die Schuhe anzuziehen. Da half ihr wunderbar derjenige, um dessen Liebe willen sie mit bloßen Füßen ging; augenblicklich erschien sie beschuht und entging dem gefürchteten Tadel. Als Heinrich selbst gottseliger wurde und an den täglichen Anblick der Tugenden seiner Gemahlin gewöhnt war, ließ er sie auch hierin ruhig gewähren. Von

ihren Beichtvätern wurde Hedwig vergebens gemahnt, Schuhe zu tragen. Abt Günther von Leubus befahl es ihr einst unterm geistlichen Gehorsam, und brachte ihr ein Paar neue Schuhe, die sie dankbar annahm. Sie trug sie nun zwar, aber nicht an den Füßen, sondern unter dem Arme. Nach Jahresfrist beschuldigte sie der Abt des Ungehorsams; aber sie entgegnete demütig: „Ja, mein Vater, ich war gehorsam; sehet hier die Schuhe, die Ihr mir übergeben, ich habe sie fleißig getragen.“ Gerührt und erstaunt über diesen Gehorsam wagte Günther nicht, sein Gebot zu wiederholen.

In das Bett, welches ihr mit fürstlicher Pracht zubereitet war, legte sie sich nicht zur Ruhe, sondern auf den harten Fußboden, der höchstens mit einem Tierfelle bedeckt war. Da überließ sie sich, wenn sie nach langen Gebetswachen vom Schläfe übermannt wurde, kurzem Schlummer. Oft aber fanden die Kammerfrauen, wenn sie vom Schläfe gestärkt erwachten, ihre Herrin noch wach und auf den Knien liegend in inbrünstiges Gebet versunken. Zu einem beständigen Gebete machte die heilige Fürstin auch ihr, durch die gute Meinung geheiligtes Tagewerk. Ein großer Teil desselben bestand in der Übung der vornehmsten guten Werke: Gebet, Fasten und Almosengeben.

Die Fastenordnung, die sie sich selbst vorge-

schrieben, ging weit über die kirchlichen Vorschriften hinaus. Um die niederen sinnlichen Begierden zu zähmen, that sie sich schon in ihren jüngeren Jahren Gewalt an und enthielt sich, mit Ausnahme der Sonn- und Festtage, alles Fleischgenusses.

Später aber nahm sie Sonntags, Dienstags und Donnerstags nur Fisch- und Mehlspeisen zu sich, Montags und Samstags Hülsenfrüchte, und Mittwochs und Freitags Brot und Wasser. Während sie die karge leibliche Nahrung genoß, ließ sie es ihrer Seele nicht an geistiger Speisung fehlen. Es wurde ihr bei Tische aus den heiligen Schriften vorgelesen, sie merkte so eifrig darauf, daß sie nicht selten den Bissen in der Hand zum Munde zu führen, oder in das Gehörte ganz vertieft, ihn hinabzuschlingen vergaß. Sie vergoß dabei Thränen der Rührung, denn süßer als Honig dem Munde waren ihr die Worte des heiligen Geistes.

Mit dem Fasten verband sie die zweite schmerzliche Waffe der Abtötung, die Geißelung. Durch tiefe Betrachtung des Leidens Christi, dessen besondere Verehrerin sie war, kam sie von selbst dahin, zur Geißel zu greifen, um das sinnliche Fleisch vollständig dem Geiste zu unterwerfen. Sie geißelte sich entweder selbst oder bewog durch anhaltendes Bitten ihre vertrauesten Frauen dazu.

Es geschah in abgelegenen Zimmern bei verschlossenen Thüren, vor welchen Wächterinnen standen. Nur Gott, der ins Verborgene sieht, sollte Zeuge ihrer strengen Buße sein; sie konnte indes nicht verhüten, daß die Geißelstreichs von den Thürhüterinnen oder von Vorübergehenden gehört wurden.

Auch im Dienste Gottes zeigte sie hohen Opfersinn. Sie verschmähte die Bequemlichkeit, sich von einem der Hofkapläne in der Burgkapelle die heilige Messe lesen zu lassen, wie es die Fürsten zu thun pflegten, und wollte vielmehr mit den Andern am öffentlichen Gottesdienste in einer Kirche teilnehmen, mochte dieselbe auch weit entfernt sein. Davon ließ sie sich weder durch Kälte, Schnee und Regen, noch durch die Beschwerlichkeit des Weges abhalten, außer in Krankheiten, von denen ihr zarter Körper oft heimgesucht wurde. In der Kirche durfte niemand aus ihrer Umgebung zu schwätzen wagen. In der Beivohnung des göttlichen Opfers war sie unermülich. Wie viele Messen auch gefeiert wurden, so wendete sie doch allen gleiche Andacht zu. Sie betete dabei bald mit dem ganzen Körper hingestreckt, bald auf den Knien, bald auf dem Boden demütig auf die Arme gestützt, und drückte die Lippen oft in den Staub, um dadurch im Geiste die Fußstapfen des Herrn zu verehren. Was immer für Priester,

Welt- oder Ordensgeistliche, an ihren Hof kamen, sie entließ keinen eher, bis er vor ihr die heiligen Geheimnisse gefeiert hatte. Blieb die Zahl der Messen, die sie zu hören gewohnt war, unvollständig, so bemerkte sie dies mit Traurigkeit.

Der celebrierende Priester mußte ihr nach vollbrachter Feier die Hände auflegen und sie mit Weihwasser besprengen, da sie überzeugt war, daß sie dadurch von Gott eine besondere Gnade und Genesung von ihrer wiederholten Kränklichkeit erhielt. Dies ist ihr auch häufig zuteil geworden, wie sie ihren Vertrauten geoffenbart hat. Durchdrungen von der hohen Würde der Priester, welche berufen sind, mit dem Gottmenschen im heiligsten Altarssakrament täglich in den innigsten Verkehr zu treten und die göttlichen Gnaden der Menschheit zu vermitteln, hatte sie vor Welt- und Ordensgeistlichen große Hochachtung und bewies ihnen bei jeder Gelegenheit die tiefste Ehrfurcht. Sie fürchtete sich bei schweren Gewittern sehr vor Donner und Blitz; denn sie glaubte da die Stimme Gottes beim jüngsten Gerichte zu hören und das Radeschwert seines Zornes über sich gezückt zu sehen. Deshalb behte sie an allen Gliedern und ihre Furcht schwand erst, wenn ein Priester herbeikam und seine geweihten Hände gleich einem Schilde über sie hielt. Hatte sich das Unwetter verzogen, dann atmete sie erleichtert auf und

bedeckte des Priesters schirmende Hände mit ehrerbietigen Küffen der Dankagung. Während des Gewitters selbst aber betete sie unablässig unter wiederholten Kniebeugungen.

Bereitete sie sich zur heil. Kommunion vor, so weinte sie heiße Thränen der Buße und der Zerknirschung, kehrte sie aber von dem sakramentalen Liebesmahle zurück, so erschien sie wie verklärt und dem Irdischen entrückt; Thränen natürlicher Freude und himmlischen Trostes flossen über ihr Antlitz, und bei der Dankagung betete sie mit einem Feuereifer, daß alle, welche sie sahen, zu gleicher Andacht sich angetrieben fühlten.

Nach dem göttlichen Heilande verehrte die heilige Herzogin seine gebenedeite Mutter mit größter Liebe; stets trug sie ein kleines Marienbild aus Elfenbein bei sich und betrachtete es oft, um sich dadurch zu immer größerer Verehrung der makellosen Jungfrau zu begeistern. Wiederholt wurden Kranke geheilt, wenn sie über dieselben das Kreuzzeichen mit dem Bilde machte. Auch von anderen Heiligen hatte sie viele Bilder und Reliquien, denen sie innige Ehrfurcht erwies und die sie sich auf den Kirchgängen vorantragen ließ, um bei diesem Anblick die Verdienste derjenigen Heiligen, die sie verehrte, sich lebendiger vorzustellen und ihre Fürbitte sicherer zu erlangen.

Wie sie Gott den Herrn wahrhaft liebte, so

war sie auch eifrig darauf bedacht, sein Haus würdig auszuschnücken. Sie schenkte verschiedenen Kirchen Altarbekleidungen und kostbare Gerätschaften, beschaffte nicht nur auf eigene Kosten priesterliche Gewänder, sondern verfertigte diese auch selbst mit ihren Frauen in Gold und Seidenstickerei.

Die Gottseligkeit, die ihr Herz erfüllte und ihr ganzes Leben verklärte, suchte sie auch anderen einzulößen. Wie sie nicht müde wurde, die leibliche Noth ihrer Mitmenschen zu lindern, so spendete sie bei jeder Gelegenheit auch das geistige Almosen. Um die religiöse Unwissenheit des Volkes heben zu helfen, unterrichtete sie die ihren Hof besuchenden Menschen in den notwendigsten Glaubensstücken und belehrte sie über Gebet und heilige Sakramente. In ihrem Dienste hatte sie eine betagte Wäscherin, welcher das Gebet des Herrn ganz unbekannt war. Mit vielem Fleiße suchte sie ihr dasselbe beizubringen und mühte sich deshalb mit ihr volle zehn Wochen ab; sogar des Nachts behielt sie die Frau in ihrer Nähe, um mit ihr die heiligen Worte, die sie ihr am Tage oft vorgesagt, bisweilen zu wiederholen.

7. Kapitel.

St. Hedwigs Mildthätigkeit.

Obgleich die heilige Herzogin alle beglücken wollte und auf das zeitliche und ewige Wohl aller ihrer Unterthanen bedacht war, so liebte sie doch mit besonderer Innigkeit die Diener Gottes, die Armen, Kranken und Verlassenen. Die Lebende sagt von ihr: Diesem edlen Weinstocke war die Gütigkeit eingepflanzt und er trug Früchte in der Liebe Christi. Überall übte sie die Werke erbarmender Liebe, und wo sie erschien, wich das Elend. Was sie aus eigenen Kräften nicht vermochte, vollbrachte sie bittweise durch ihren Gemahl. Durch ihre Bemühung und Fürsorge waren die Jungfrauen zu Trebnitz vor jedem Mangel hinreichend geschützt; den Gefangenen hatte sie dabei Freiheit, Nachlassung ihrer schrecklichen Strafen und das Leben wiedererlangt. Sie fuhr fort, Heinrich kniefällig und unter Thränen zu bitten, mit den Verbrechern doch menschlicher zu verfahren, wenn diese, dem Herkommen gemäß, mit verschiedenen grausamen Verstümmelungen gestraft werden sollten.

Kamen reisende Priester an ihren Hof, so empfing sie dieselben überaus gnädig, besorgte ihnen anständige Wohnung, lud sie zur Tafel

und verfaß sie mit neuer Kleidung, wenn jene, welche sie trugen, schon abgenützt war. Dies that sie in der Absicht, um das Ansehen des geistlichen Standes vor dem Volke zu heben und seinen Einfluß und seine Wirksamkeit zu erhöhen. Auch diejenigen, welche sich auf der Domschule zu Breslau zum Priesterstande vorbereiteten, unterstützte sie mit bedeutenden Mitteln, damit sie, frei von den Sorgen für die täglichen Bedürfnisse, sich mit desto ungeteilterem Eifer den Studien widmen könnten. — Wallfahrern, welche nach Rom zu den Gräbern der heil. Apostelfürsten oder nach Palästina pilgern wollten, gab sie das Reisegeld und schloß sich ihnen im Geiste an, um auf diese Weise an den Verdiensten der Wallfahrt teilzunehmen, da sie so weite Reisen nicht selbst unternehmen konnte.

Voll der zärtlichsten Liebe neigte sie sich zu den von Kreuz und Leid Heimgesuchten; ihr Herz zerfloß in Mitleid gegen Arme und Kranke. Für Witwen und Waisen war sie jederzeit wie ein gewissenhafter Anwalt bei ihrem Gemahl thätig. Sehr viele verlassene Mädchen, die sich bei ihr zusammengefunden, behandelte sie wie eine Mutter und sorgte für alle. Je nachdem sie ihren Beruf erkannte, erzog sie die einen für den Ehestand, die anderen für das Kloster. Die Armen folgten scharenweise überallhin der heiligen Fürstin, wie

einer Mutter nach, denn stets hatte dieselbe Geld bereit, um es an die Dürftigen zu verteilen. Niemand in ihrem Gefolge durfte es wagen, einen Armen, der ihr nachging, zurückzuweisen. In ihrer Residenz hielt sie sich stets dreizehn arme Kranke, die an unheilbaren Schäden litten, zur Erinnerung an den Heiland und seine zwölf Apostel. Sie liebte diese Preßhaften aufs zärtlichste und wollte sich niemals von ihnen trennen; sie ließ sie sogar auf ihren Reisen auf ihren Wagen sich nachfahren. Kam sie mit ihnen in der Nachtherberge an, so sorgte sie zuerst für die Bequemlichkeit der Kranken, ließ ihnen das Ruhelager bereiten, bediente sie der Reihe nach und reichte ihnen mit gebeugtem Knie die Speisen, bevor sie sich selbst zu Tische setzte. — Nach dem Beispiele Jesu Christi wusch sie sehr oft knieend die Füße der Armen, wobei die Hofdamen das warme Wasser darreichten, trocknete sie mit feinem Linnen ab und küßte sie. Am grünen Donnerstage aber wusch sie aus Liebe zum Herrn die Füße der Ausfägigen und zog denselben nachher reine Kleider an. Dem Widerlichstcn unter ihnen gab sie zuerst aus ihrem Becher zu trinken.

Auf Reisen geschah es oft, daß sie, von einem Kranken hörend, anhalten ließ und ihn besuchte. Konnte sie aber wegen allzu großer Entfernung nicht hingelangen, so schickte sie ihm reiche Gaben.

Eine besondere Fürsorge bewies sie armen Wöchnerinnen, indem sie ihnen Pflege und geeignete Speisen verschaffte. — Daheim ließ sie, während sie sich selbst mit den gewöhnlichsten Speisen zufrieden gab, die besten Schüsseln, mit Fleisch und anderen schmackhaften Gerichten, die ihr gereicht wurden, den dreizehn Armen oder den Bettlern vorsetzen. Den Armen schickte sie immer den besten Trank, der ihr eingeschenkt wurde. Deshalb murrten manche der Hofleute und sagten ihr: „Herrin, laßt nur den Trank vor Euch stehen, der für Euch bereitet ist, die Armen werden den ihrigen schon noch erhalten, wie er für sie passend ist.“ Darauf gab sie zur Antwort: „Ich überreiche ihnen eben darum meinen Becher, weil ich weiß, daß man ihnen gutwillig einen so guten Trunk nicht giebt.“ Alles, was sie vor sich hatte, und wenn es ein einziger Apfel war, theilte sie mit den Armen.

Das Wohlthun war ihr zur zweiten Natur geworden, daß sie nach dem Zeugnis eines Zeitgenossen von ihren bedeutenden Einkünften kaum den hundertsten Teil für sich behielt, um die Bedürfnisse ihres Hauses zu bestreiten, alles übrige verschenkte sie an Kirchen und Klöster und an die Nothleidenden.

8. Kapitel.

St. Hedwigs Wundergabe.

Bei dem heldenmütigen Eifer, womit Hedwig ihren Gott und Heiland verehrte und ihm in seinen Armen und Kranken diente, ist es nicht zu verwundern, daß der Allmächtige sie in außergewöhnlicher Weise auszeichnete. Er verlieh ihr die Gabe der Wunder und hob durch ihr Gebet wiederholt die Gesetze der Natur auf. — Es ist bereits erzählt worden, wie er ihre Füße wunderbar bekleidete. — Ein Hofbeamter verklagte sie einst bei ihrem Gemahl wegen ihres beständigen Wassertrinkens. Der Herzog war über letzteres ungehalten, betrachtete es als übertriebene Strenge und als Ursache ihrer häufigen Krankheiten. In der Absicht, sie zu tadeln und von ihrer Gewohnheit abzubringen, trat er in Folge der Anklage in ihr Speisezimmer, ergriff den vor ihr stehenden Becher mit Wasser, kostete davon und fand den Geschmack des vortrefflichsten Weines, obwohl reines Wasser eingeschenkt worden war. Entrüstet wandte er sich zu dem Angeber und stellte ihn zur Rede. Die ganze anwesende Dienerschaft war höchlich erstaunt, denn alle wußten, daß sie der Herrin reines Wasser kredenzt hatten. Von diesem in Wein verwandelten Wasser kosteten nach

dem Herzoge auch die übrigen Anwesenden, fanden es ebenso und priesen Gott, der um der heiligen Fürstin willen ein solches Wunder gewirkt hatte.

Ein armer Mann hatte seinem Nachbar ein halbes Mastschwein gestohlen, wurde dabei festgenommen und vor den Herzog gebracht. Dieser befahl nach der Rechtspflege der damaligen Zeit ohne Zögern, ihn aufzuhängen. Die Verwandten des Diebes, der Barmherzigkeit der heiligen Fürstin gedenkend, kamen zu ihr und baten inständig, daß sie sich für das Leben des Verurtheilten verwenden wolle. Hedwig ging alsbald zu ihrem Gemahl und bat ihn flehentlich, doch wegen eines Diebstahls nicht ein Menschenleben zu fordern. Er gab zur Antwort, seines Wissens sei der Dieb bereits gehenkt, sollte er aber noch leben, so schenke er ihr denselben. Sogleich entsandte sie einen Beamten, der den Unglücklichen bereits am Galgen hängend fand; er zerhieb den Strick mit dem Schwerte, und bald kam der Hingerichtete auf gesunden Füßen zur Fürstin, warf sich vor ihr nieder und dankte ihr für seine Rettung.

Ähnlicherweise geschah es mit einem offenen Feinde des Herzogs, der als gemeinschädlicher Verbrecher geächtet, endlich aufgegriffen ward. Wegen Einbruch der Nacht wurde er vorläufig in den Kerker geworfen und sollte am folgenden Morgen frühzeitig mit dem Strange hingerichtet

werden, damit nicht erst seine Haft zur Kenntniss der Herzogin gelange, deren Vermittlung und Fürbitte diesmal ungelegen gekommen wäre. Die Richter vollzogen des Herzogs Befehl und waren längst vom Hochgericht zurück, als Hedwig gegen Mittag aus der Kirche kam und ihrem Gemahl begegnete. Sie wußte durch übernatürliche Erleuchtung um das Geschehene, tadelte ihn wegen seiner Strenge und bat ihn dringend, ihr den Verurtheilten zu überlassen. Heinrich war überzeugt, daß derselbe bereits tot sein müsse und sprach nach einer Weile: „Ich schenke ihn dir wie die anderen.“ Sofort schickte sie ihren Sachwalter zum Galgen und befahl ihm, ihr den losgeschnittenen Menschen vorzustellen. Es wurde ihr eingewendet, sie würde nichts als den Leichnam des Entseelten sehen; jedoch sie bestand auf ihrem Verlangen. Der Beamte fuhr mit einem Wagen zur Richtstätte, zerschnitt den Strick und fand den Totgeglaubten zur Verwunderung aller, die bei der Hinrichtung zugegen gewesen, noch am Leben. Alsbald eilte er mit ihm vor seine Gebieterin. Niemand zweifelte von jetzt ab mehr daran, daß Gott solche Wunder zur Verherrlichung seiner heiligen Dienerin geschehen lasse, um den Sündern noch Zeit zur Bekehrung zu geben.

Aus der Zeit, da Hedwig auf der Burg Löhnhaus weilte, wird folgendes Wunder berichtet.

Eines Sonntags hatte ein Weib in einem nahe gelegenen Dorfe, uneingedenk des göttlichen Gebotes, sich daran begeben, ihr Getreide auf einer Handmühle zu mahlen, deren Stein durch einen an der Seite befestigten Stock gedreht wurde. Plötzlich blieb dieser Stock der Sabbatschänderin so fest an der Hand hängen, daß sie ihn auch mit Hilfe ihres Mannes nicht losbringen konnte. In seiner Angst schnitt er das Holz vom Steine ab und führte sein Weib vor die heilige Herzogin, erklärte ihr den Hergang der Sache und bewies die Wahrheit seiner Erzählung durch den Teil des Stockes, der noch an des Weibes Hand hing. Hedwig sprach Trost zu, ging abseits und verrichtete in der Stille ein Gebet zu Gott, kam dann zurück, öffnete des Weibes Hand und befreite sie von dem Holze, mit der Bitte, das Geschehene niemanden zu erzählen. Indes blieb nicht lange verborgen, was Gott durch seine Dienerin zu seiner Ehre gewirkt hatte.

Als Hedwig ihr Hoflager auf der Burg Röcklitz bei Goldberg aufgeschlagen hatte und sie einst in der Kirche daselbst nach ihrer Gewohnheit lange im Gebete verweilte, ging eine ihrer Jofen, namens Katharina, vom Warten ermüdet auf ihr Zimmer und kehrte nach einiger Zeit zu ihrer Herrin zurück. Da fand sie zwei Weiber bei ihr, von denen ihr eine schon längst als erblindet bekannt war, traf

aber dieselbe jetzt mit sehenden Augen an und hörte sie Gott laut danken und die Herzogin als eine Heilige preisen, weil sie durch deren Verdienst nach ihrer Überzeugung das Augenlicht wiedererlangt habe. Hedwig aber errötete bei solcher Rede des Weibes und klagte, daß der große Schatz ihrer übernatürlichen Begnadigung, den sie stets ängstlich zu verbergen suchte, auf diese Weise unter dem Volke bekannt würde. Sie sprach abwehrend zu dem Weibe: „Nicht ich, sondern der Herr hat dich erleuchtet und sehend gemacht.“ So viel sie konnte, ging sie den Dankesbezeugungen aus dem Wege, um zu beweisen, daß diese lauten Lobeserhebungen ihr gänzlich zuwider seien. Als sie ihre Heiligkeit aber unaufhörlich von der Geheilten laut preisen hörte, suchte sie dieselbe durch Geschenke zum Schweigen zu bringen und schüttete alles Geld, das sie gerade bei sich hatte, in den Schoß der Glücklichen, die durch diese Gabe und durch das wiedererlangte Gesicht doppelt erfreut von dannen ging.

Als die Heilige in einer Nacht vom Wachen und Beten ganz erschöpft war und entschlief, fiel das brennende Wachlicht aus ihrer Hand ins Gebetbuch, brannte der Länge des Buches nach sich verzehrend fort, und dennoch blieb das Buch vom Feuer vollständig unverfehrt. — Durch diese Wunder gab Gott damals schon der Welt zu erkennen, wie hoch seine Dienerin in seinen Augen stand.

9. Kapitel.

Das Gelübde. Erhöhte Bußstrenge.

In der Weihnachtszeit 1208 herrschte großer Jubel in der Burg zu Glogau; das herzogliche Ehepaar war daselbst mit einem dritten Sohne beschenkt worden. Zur feierlichen Taufe waren die hohen Verwandten, befreundete Kirchenfürsten und die Vornehmen des Landes geladen. Der junge Prinz erhielt den Namen seines Großvaters Boleslaus. Während die fürstlichen Gäste an allerlei Festlichkeiten sich ergözten, brachte Hedwig einen heldenmütigen Entschluß zur Reife, und es gelang ihr, den Gemahl zu gleicher Opferwilligkeit zu begeistern. Im März 1209 legten beide in die Hände des Breslauer Bischofs Laurentius das feierliche Gelübde beständiger Enthaltensamkeit nieder. Von diesem Augenblicke an lebten sie als Bruder und Schwester; ja sie trennten sich von einander, nicht als Geschiedene, denn sie wußten recht wohl, daß das Band der Ehe unauflöslich ist, sondern weil sie ihr Gott gegebenes Versprechen mit vollem Ernste und unverbrüchlicher Treue halten wollten. Sie ahmten das Beispiel der allerseeligsten Jungfrau Maria und des heiligen Joseph nach. Sie wollten, nachdem Gott ihnen Nachkommen geschenkt, von nun an auch des Lohnes

derer sich theilhaft machen, die um des Reichs willen der Ehe entsagen und die heilige Herzensreinheit unverfehrt bewahren. Heinrich war damals 41 und Hedwig 35 Jahre alt. Der Herzog nahm anfangs das Gelöbniß so ernst, daß er eine zeitlang ganz zurückgezogen lebte und zum Zeichen, daß er als Büßer von der Welt abgesondert sei, sich die Tonsur scheren und den Bart lang wachsen ließ, weshalb er seitdem der Bärtige genannt wurde.

Seine Gemahlin zog sich mit einem kleinen Gefolge nach Trebnitz zurück, um neben dem Jungfrauenkloster in einem eigenen Hause dem Herrn ungeteilt zu dienen. Er gab ihr das nahe gelegene Gut Schawoine und außerdem bedeutende Taschengelder zu ihrem Unterhalte. Er wollte, daß sie, wie bisher, auch fernerhin die Landesmutter im eigentlichen Sinne des Wortes bleibe, daß sie die Mittel habe, allen Armen und Bedrängten Trost und Hilfe zu gewähren.

Hedwig führte in Trebnitz kein klösterlich abgeschlossenes Leben. Wohl zog sie zeitweise den Habit der Cistercienserinnen an und beobachtete mit großer Strenge das Stillschweigen und die von der heiligen Regel vorgeschriebenen Gebräuche. Die Ordensgelübde selbst abzulegen und förmlich in den Konvent einzutreten, ließ sie sich indes nicht bewegen, obwohl ihre Tochter Gertrud es wünschte.

Sie wollte sich nicht durch die Klausur binden, um den Hilfsbedürftigen stets zugänglich zu bleiben und um dem Kloster, dessen Gründerin sie war, besser Beschützerin sein zu können. Der Raum der Zelle war zu eng für ihr vielseitiges, segensreiches Walten; von Jugend auf hatte die Vorsetzung sie nicht zur zurückgezogenen Klosterfrau bestimmt, sondern zur barmherzigen Mutter eines weiten Landes.

Nach dem feierlichen Gelübde legte Hedwig alle fürstlichen Gewänder ab und, allen Schmuck dieser Zeitlichkeit verschmähend, kleidete sie sich von nun an in graues Tuch, in die Farbe der Büßenden, und nur an Festtagen in einfachen Sammet. Niemals wollte sie ein neues Kleid anziehen, es mußte erst von einer ihrer Kammerfrauen getragen und teilweise abgenützt sein. Bisweilen trug sie ein Gewand so lange, bis es ganz fadenscheinig geworden war. Beim Anblick ihres schlechten Mantels sprach daher eines Tages eine ihr vertraute Klosterschwester: „Fürstin, wie lange wollt Ihr noch diesen Mantel tragen? Ich werde Euch denselben ausziehen und einem Armen geben.“ „Wenn dich das ärgert,“ erwiderte sie demüthig gelassen, „daß ich ihn länger an habe, so will ich es schnell gut machen.“ Sobald der neue Mantel fertig war, gab sie den alten weg.

Durchdrungen von dem Bewußtsein ihrer

Niedrigkeit vor der Majestät Gottes, nahm sie heimlich jede Gelegenheit wahr, um sich zu verdemüthigen. Die Stellen, wo Ordenspersonen gestanden und gebetet hatten, küßte sie knieend; daselbe that sie mit den gebrauchten Handtüchern der Nonnen. Vom Armentische im Kloster erbat sie sich die übrig gebliebenen Brodstücke und gab dafür der Schwester, welche mit der Armenpflege betraut war, jedesmal ganze Weißbrote. Die Speisen der Ordensleute als heilig schätzend, kaufte sie die Überreste wieder, welche die Bettler vom Klostertische empfangen, um auch so ihre Demuth mit ihrer Wohlthätigkeit zu vereinigen. Diese teuer erworbenen Überbleibsel küßte sie ehrfurchtsvoll, ehe sie dieselben aß. Um aber dieses köstlichen Gastmahls nie entbehren zu dürfen, nahm sie zwei Frauen in ihren Dienst, die täglich vor die Pforte des Klosters Leubus gingen und ihr die Almosen holten. Hatten Geistliche bei ihr gespeist, so bewahrte sie die Brotreste für sich zur Speise auf.

Ihre strenge, längst befolgte Fastenordnung setzte sie nicht nur fort, sondern begnügte sich jetzt, da sie ihre Enthaltbarkeit nicht mehr vor Gemahl und Hofleuten zu verheimlichen brauchte, täglich damit, trockene Hülsenfrüchte mit grobem Brote zu genießen und dazu abgekochtes, also unschmackhaftes Wasser zu trinken, etwa Sonn-

und Festtage ausgenommen, an welchen sie durch den Bischof oder den Beichtvater genötigt wurde, täglich zweimal Fische oder Mehlspeisen zu genießen und Bier zu trinken. An Fasttagen übte sie die strengste Enthaltbarkeit; eine zeitlang genoß sie nur drei Bissen trockenes Brot mit Asche bestreut. Dadurch kam sie jedoch ganz von Kräften und sah sich gezwungen, wieder gekochte Hülsenfrüchte zu essen. Mitleidig fragten sie viele, warum sie denn gerade an den Festen der Heiligen so streng faste? Darauf erwiderte sie: „Die Heiligen sind uns notwendig; damit sie uns in der Todesstunde einst beistehen, müssen wir sie nach Verdienst verehren. Uebrigens ist ja bekannt, wie durch das körperliche Fasten die Laster unterdrückt, die Gedanken erhoben und Tugenden und ewiger Lohn dafür von Gott erworben werden. Ich halte es daher für sehr nützlich und notwendig, das Fleisch durch Enthaltung abzutöten.“

Bei aller Bußstrenge war sie nie mißmutig und traurig; sie meinte, diejenigen, die bei ihren Bußwerken trübselige Gesichter zeigten, schauten aus, als wollten sie Gott erschrecken; sie sollten ihm doch, was sie hätten, freudig und wohlgemut anbieten. Sie wurde im Gegenteile traurig, wenn ihre Beichtväter sie wegen ihrer nachsichtslosen Strenge tadelten. Während einer Krankheit, die man ihrem Fasten zuschrieb, kam der päpstliche

Legat, Wilhelm von Modena, an ihr Siechbett und befahl ihr, sich mit Fleischspeisen zu stärken. Gehorsam erfüllte sie sein Gebot, aber sie hatte sich so sehr des Fleisches entwöhnt, daß sie es nicht mehr vertrug und nachher gestand, daß ihr Geist durch dieses Abweichen von ihrer Gewohnheit mehr als durch die Krankheit niedergebeugt worden sei. Man wunderte sich allgemein, daß sie bei solcher Enthaltbarkeit nicht Hungers sterbe. Dennoch erreichte sie ein Alter von siebenzig Jahren.

Dazu kam noch, daß sie ihren von strengem Fasten und scharfer Geißelung geschwächten Körper kaum durch notdürftige Kleidung vor Kälte schützte, die sie bei der Wärme ihres liebeentzündeten Herzens nicht zu empfinden schien. Außerlich oftmals ganz erstarrt, wurde sie von ihren Frauen gebeten, doch nachsichtiger gegen sich zu handeln. „Ich will es thun, wenn es nötig sein wird,“ gab sie zur Antwort. Wenn sie leicht gekleidet und stets unbeschuht einherging, geschah es oft ohne ihr Wissen, daß sie, besonders während eines sehr strengen Winters, die Blutspuren ihrer bloßen Füße im Schnee zurückließ. Aus den durch die schneidende Kälte entstandenen Rissen der Haut quollen die Blutstropfen hervor. Grade dieser Zug außerordentlicher Abtötung und Gleichförmigkeit mit dem Heilande auf seinem Leidenswege blieb lebendig im Gedächtnisse ihres Volkes

haften. — Jene Risse an den Füßen waren so groß, daß man einen Finger hineinlegen konnte, wie Schwester Juliana im Heiligsprechungsprozeß bezeugte. Dieselbe bemerkte dieses mit anderen Frauen an einem Gründonnerstage, als Gertrud, die unterdes Äbtissin geworden war, in herkömmlicher Weise ihren Klosterischwestern die Füße wusch. Hedwig wohnte zwar der Ceremonie bei, hatte sich aber aus Demut abseits gesetzt und wollte es nicht zugeben, daß ihr die Tochter gleich den andern mit gebeugten Knien die Füße wasche. Allein sie mußte es endlich geschehen lassen, und indem sie ihre Füße vorstreckte, wurde das Geheimniß ihrer Wunden verraten. Eines Tages begab sie sich, von langem Gebet ermattet, ins Wärmezimmer des Klosters und schlief daselbst ein. Sie wurde von der ihr dienenden Schwester Jutha überrascht, die an ihren Füßen viel geronnenenes Blut hängen sah und dasselbe den anderen Eintretenden zeigte. — Wie groß immer die Kälte war, so hielt sie doch ihr Gebetbuch und ihr Licht stets mit bloßen Händen auf der Erde, weshalb auch ihre Hände aufgesprungen und blutkräftig waren.

Unter ihren übrigen Kleidungsstücken trug sie seit den Tagen ihres Gelübdes auf bloßem Leibe ein hartes, roßhärenes Bußhemd, an welches sie Ärmel von weißem Wollenzeuge angenäht hatte,

um ihre Bußstrenge der Umgebung zu verbergen. Außerdem hatte sie einen groben, roßhärenen Gürtel, in welchen viele Knoten geflochten waren, um ihre Lenden geschlungen. Seine Schärfe verwundete ihr Fleisch so, daß ihn ihre vertrauten Frauen aus dem Körper herausziehen und den blutigen Eiter aus den wunden Stellen mit weichen Tüchern austrocknen mußten. Dessenungeachtet verriet sie kein Zeichen des Schmerzes. Einst überbrachte ihr ein Tempelritter in Gegenwart ihrer Schwiegertochter Anna frommen Herzens einen ähnlichen Bußgürtel. Anna tabelte ihn mit scharfen Worten, daß er sich erkühne, ein solches Geschenk einer ohnedies schon halb aufgeriebenen Frau anzubieten. Hedwig aber sprach beschwichtigend mit gewohnter Sanftmut: „Laß ab, Kind, dem Manne zu zürnen, denn was er gethan hat, ist gewiß Gottes Wille. Gefiele es dem Herrn nicht, daß ich mich dieses Gürtels zu meinem Heile bediente, so hätte er es nicht gefügt, daß er mir von diesem Manne zum Geschenke gebracht würde.“ Statt des alten, abgenützten Gürtels bediente sie sich nun des neuen.

Annas Hofkaplan und Beichtvater, der zeitweise auch geistlicher Führer der heiligen Herzogin war, suchte dieselbe auf Bitten seiner Herrin zu bewegen, das Bußkleid und den Gürtel abzulegen und ein weiches Untergewand zu tragen. Auf

sein Andringen entgegnete sie traurig: „Gott verzeihe meiner Schwiegertochter, daß sie Euch mein Geheimnis geoffenbart hat.“ Sie legte daher auch, ihrem Vorsatze treu bleibend, das Bußhemd nicht ab bis zu ihrem Tode, überzeugt, daß Gott, um dessentwillen sie es trug, ihr auch die nötige Kraft dazu verleihen werde. Voll innigsten Mitleids mit seiner Mutter wehklagte ihr Sohn Heinrich der Fromme, Annas Gemahl: „Ich kann meine Mutter weder durch Bitten noch durch Flehen dahin bringen, daß sie in ihren Bußwerken gelinder gegen sich verfare.“ — Selbst in schwerer Krankheit versagte sie sich das Bett. Anna, die selbst als heiligmäßige Büsserin lebte, bewunderte solche Strenge und sprach wiederholt: „Als ich die Lebensweise der verschiedenen Heiligen kennen lernte, habe ich nie etwas von solchem Bußeifer gehört, was ich nicht an meiner Schwiegemutter größer oder ähnlich sähe.“

Nach Ablegung des Gelübdes verschärfte Hedwig auch ihre Geißelungen. Nicht zufrieden damit, sich im Kapitelzimmer der Schwestern, während diese im Chore beteten, zu geißeln, daß die Blutstropfen an den Riemen der Geißel hingen, bewog sie auch noch durch ihr inständiges Bitten ihre Vertrauten dazu, sie an den Vorabenden der Heiligenfeste und an allen Fasttagen bis aufs Blut zu schlagen. So erzählte ihre Schaffnerin Demundis,

als man sie wegen des vielen Weinens befragte: „Wie sollte ich nicht Thränen vergießen, da ich gezwungen werde, einen Menschen bis aufs Blut zu peitschen, an welchem die dürrn Gebeine nur noch mit Haut bedeckt sind!“

Da die Heilige während des Gebetes in möglichst unbequemer Lage verharrte, und auch nach beendigtem Gottesdienste noch Stunden lang dem Herrn auf die mannigfachste Weise, bald knieend oder gebeugt, bald ganz hingestreckt oder mit ausgebreiteten Armen lange stehend zu dienen pflegte, wunderte man sich allgemein, wie ihr Körper dies aushalten könne. Einsam und ungestört ging sie betend vor alle Altäre, schlug sich an die Brust, seufzte, küßte den staubigen Fußboden und benetzte das Pflaster mit ihren Thränen, um ihrer glühenden Liebe zum Heilande Ausdruck zu geben, und um für sich und andere Verzeihung der Sünden und Gnade zu erlangen. Stand sie auf vom Gebete, so nahm sie durch viele Kniebeugungen gleichsam Abschied von dem Herrn. Nie sah man sie während des Gebetes sitzen. Hatte sie ganz vertieft und auf sich selbst vergessend, die ewigen Wahrheiten betrachtend, dagestanden, so fuhr sie zu sich selbst kommend, gleichsam erschrocken zusammen und fiel auf die Kniee. Von diesem heftigen Niederfallen und häufigen Knieen waren harte Schwielen entstanden, die bis

zu ihrem Tode, wo sie zum Vorschein kamen, zu ungewöhnlicher Größe anwuchsen. Namentlich zur Winterszeit bereiteten ihr diese Schwielen große Schmerzen. Sie betrachtete indes dieses selbstbereitete Elend ihres Leibes als den kostbarsten Schmuck und verkostete in ihren strengen Bußübungen ein übernatürliches Glück, wovon der Weltmensch freilich keine Ahnung hat.

10. Kapitel.

Neues Familienleid.

Hedwigs älteste Schwester Gertrud war mit Andreas, König von Ungarn, vermählt. Aus dieser Ehe entsproßte 1207 jenes wunderbare Kind, welches später als Landgräfin Elisabeth von Thüringen die Kirche Gottes mit dem Glanze ihrer Heiligkeit erfüllte. Hedwig erkannte aus den Berichten der Schwester über ihr Töchterlein sofort, daß die kleine Elisabeth von Gott in ganz besonderer Weise begnadigt sei, und freute sich innig über das kostbare Geschenk des Himmels, das ihrer geliebten Schwester zuteil geworden war. Bald aber mischte sich in ihre Freude bitterer Schmerz, als ihr Gertruds gewaltsamer Tod

gemeldet wurde. Gertrud, die während der häufigen Abwesenheit ihres Gemahls mit kräftiger Hand die Zügel der Regierung führte, sah sich oft veranlaßt strenge Gerechtigkeit auch gegen die Vornehmen zu üben. Um Handel und Ackerbau zu heben, zog sie viele Deutsche ins Land. Dadurch fühlten sich die stolzen ungarischen Magnaten verletzt, verschworen sich gegen sie und benützten die Abwesenheit ihres Gemahls, um sie in einer Octobernacht des Jahres 1213 zu Preßburg zu überfallen und zu ermorden. Hedwigs Herz blutete bei der Nachricht von dem traurigen, unvorhergesehenen Ende der Schwester, und unaufhörlich flehte sie die göttliche Barmherzigkeit an für die so plötzlich aus diesem Leben geschiedene tenere Seele.

Raum hatte sie aber die Thränen getrocknet, die sie um den Tod der Schwester geweint, da kam eine neue, für ihr Mutterherz überaus schwere Prüfung. Schon seit längerer Zeit bemerkte sie unter ihren Unterthanen einen Zwiespalt zwischen den eingeborenen Polen und den eingewanderten Deutschen. Die Deutschen ließen sich manche Gewaltthätigkeiten zu schulden kommen, und behandelten im Bewußtsein ihrer Ueberlegenheit der Bildung und Gesittung die Polen oft auf übermüthige Weise. Die Polen dagegen blickten eifersüchtig auf die den Deutschen eingeräumten Vorteile

und würdigten den Nutzen nicht, den die Eingewanderten dem Lande gebracht hatten. Die heilige Fürstin war aus allen Kräften bemüht, die getrennten Parteien durch ihre alles besiegende Menschenliebe, Sanftmut und Milbthätigkeit zu vereinigen, zu ihrem größten Schmerze aber mußte sie sehen, daß auch das eigene Haus, die leiblichen Söhne, von dem Feuer der Zwietracht ergriffen waren.

Seit dem denkwürdigen Gelübde hatte sich Herzog Heinrich der Bärtige eine Zeitlang ernst und in sich gekehrt von den öffentlichen Geschäften zurückgezogen und war nach dem Tode seines letzten Sohnes Boleslaus 1212 entschlossen, die Regierung seinen beiden Söhnen Heinrich und Konrad zu übergeben, die bereits im wehrhaften Alter standen. Heinrich, der an der Seite des Vaters hohen Verstand und einen besonnenen Charakter gezeigt hatte und erwarten ließ, daß er die von den fürstlichen Eltern ins Leben gerufenen Schöpfungen pflegen werde, übernahm als den hervorragenderen Anteil Breslau mit Mittel- und Niederschlesien. Konrad erhielt das Land um Lebus und die Lausitz. Durch diese Teilung hoffte der Vater die gegenseitige Spannung der Brüder auszugleichen, verschärfte sie aber nur, denn Konrad glaubte sich zurückgesetzt und in seinem Erbtheile verkürzt. Mit Schrecken sahen die Eltern, wie sich die Polen um ihn sammelten, ihn aufstachelten

und er sich insgeheim gegen den Bruder zum Kampfe rüstete. Heinrich sah sich deshalb genötigt, die deutsche Ritterschaft aufzubieten. Vergeblich suchten die Eltern zu vermitteln; Konrad überhörte die ernststen Mahnungen des Vaters wie die flehenden Bitten der heiligen Mutter, auch der besser gesinnte Heinrich, von ritterlicher Kampflust erfüllt, gab nicht nach, da er zur Gegenwehr greifen mußte.

Unbeschreiblich litt das mütterliche Herz der heiligen Hedwig, als sie ihre Söhne, die sie mit gleicher Liebe und Sorgfalt erzogen hatte, sich als Todfeinde entgegen stehen sah; den größten Schmerz aber verursachte ihr der Gedanke an die Beleidigung Gottes, die in diesem Bruderkriege lag und die sie nicht verhindern konnte. Sie hörte nicht auf zu beten, und je größer ihre Trostlosigkeit und Verlassenheit war, desto inniger bestürmte sie den Herrn und desto heißer flossen ihre Thränen; denn auch dieser Kummer vermochte nicht ihre Seele von demjenigen abzuwenden, der die schwere Prüfung zugelassen hatte.

Da zu befürchten stand, daß, falls die Polen den Sieg gewannen, selbst die fürstlichen Eltern des Lebens nicht sicher wären, so flüchteten sich dieselben, Heinrich auf die feste Burg zu Glogau und Hedwig in die uralte Feste Nimptsch, um fern vom Kriegsschauplatz im Nothfalle sich verteidigen zu können, bis Hilfe aus Deutschland heranzöge.

Unterdessen rückten Heinrich und Konrad mit ihren Kriegsvölkern gegeneinander. Zwischen den Dörfern Stendnitz und Rothkirch bei Goldberg kam es zum blutigen, hartnäckigen Treffen. Heinrich tritt an der Spitze der Deutschen gegen die viel größere Anzahl der Polen so tapfer, daß Konrad mit den Seinigen vollständig geschlagen wurde. Er floh in stürmischer Eile zum Vater nach Glogau, um Schutz gegen den Bruder zu suchen. Wenige Tage später ritt er, um sich zu zerstreuen, auf die Jagd in den nahen Oderwald, stürzte aber bei Tarnau vom Pferde, brach das Genick und wurde tot hinweggetragen (1214). Sein Leichnam wurde nach Trebnitz gebracht und dort von Schwester Gertrud wegen seines jähen Todes schmerzlich beweint. Um der Mutter nicht plötzlich die traurige Wahrheit in ihrem ganzen Umfange mitzuteilen, schickte Gertrud Boten zu ihr nach Nimptsch und ließ ihr sagen, Konrad liege schwer krank darnieder, sie möchte eilen, um ihn noch einmal zu sehen. Hedwig aber sprach insolge übernatürlicher Erleuchtung gefaßten Mutes zu dem Boten: „Vergeblich wollt ihr mich versichern, daß er nur krank liege, zu dessen Begräbnisse ich ja kommen soll. Ich habe seinen Untergang vorausgesehen, und daß durch seine Wildheit viel unschuldiges Blut würde vergossen werden.“ Als bald kam sie zu seinem Begräbnis und vergoß

an seiner Bahre bittere Thränen, weil er so unversehens aus dieser Welt geschieden war.

Heinrich der Bärtige trat nun aus seiner Zurückgezogenheit wieder heraus, ergriff von neuem die Zügel der Regierung und theilte fortan seine Herrsorgern mit seinem einzigen, noch lebenden Sohne Heinrich dem Frommen. Seine weise und kräftige Regierung erwarb ihm bei den verwandten polnischen Fürsten großes Ansehen und sie holten gern seinen Rat in ihren Streitigkeiten ein. Doch bald wurde er selbst in dieselben verwickelt, und er bereitete bis ans Lebensende seiner heiligen Gemahlin, deren Warnungen er überhörte, viele kummervolle Tage.

Um dieselbe Zeit erhielt Hedwig in der bereits wiederholt erwähnten, böhmischen Prinzessin Anna, die ihr Sohn Heinrich heimgeführt hatte, eine liebe Schwiegertochter, die bald ihre innigste Vertraute und gelehrigste Schülerin auf dem Wege des Kreuzes und in der Schule der Heiligkeit wurde.

11. Kapitel.

Fromme Stiftungen. Fürsorge für die Nothleidenden.

Während der Bau des Trebnitzer Klosters seiner Vollendung entgegen ging, war das fromme Fürstenpaar, obgleich persönlich getrennt lebend, unermüdet bedacht, mit vereinten Kräften an vielen Orten des Landes neue Zufluchtsstätten für heilsbedürftige Seelen, sowie für Kranke und Elende aller Art zu gründen.

Wie es scheint, erzeugte die heilige Fürstin schon früh den Bewohnern von Bunzlau ihre besondere Huld dadurch, daß sie ihnen vor dem Oberthore daselbst die St. Marienkirche erbauen ließ und nach einem Brande bedeutende Unterstützung zuwandte. — Einige Jahre später soll sie bereits in Goldberg, in dessen Nähe zu Röchlitz ein herzoglicher Sommersitz war, den Bau des Franziskanerklosters begonnen haben. Neben dem Kloster errichtete sie eine Schule. Mit großen Kosten berief sie aus Assisi Minoritenbrüder. Goldberg wurde das Mutterkloster der übrigen Franziskanerconvente in Schlesien, wie zu Krosen und Löwenberg, deren Gründung ebenfalls der heiligen Hedwig zugeschrieben wird. — Während ihres Aufenthalts auf der Burg zu Nimptsch legte sie den Grund zu einer Kirche daselbst, und

um dieselbe Zeit gründete sie die St. Andreaskirche vor Herrnsdorf. — Im Jahre 1215 erbaute sie im Boberthale am Fuße der steilen Waldhöhe, auf welcher ihr Schloß Lähnhaus lag, die Kirche zum heiligen Nikolaus. Sie besuchte dieselbe zur Winterszeit, barfuß den steinigten Pfad niederwandernd, der noch jetzt nach ihr der St. Hedwigssteig genannt wird. — Zwei Jahre nachher gründete sie mit ihrem Gemahl die Propstei auf dem Berge bei Raumburg am Bober und besetzte sie mit Chorherren aus dem Breslauer Sandstift, die später indes nach Sagan übersiedelten.

Solche Freigebigkeit des edlen Fürstenpaares fand lobwürdige Nachahmung bei den begüterten Unterthanen. Von Hedwigs rührender Nächstenliebe bewogen und sicherlich nicht ohne ihre Anregung erbat sich Witoslaus, Abt des Sandstifts zu Breslau, von Herzog Heinrich den Grund und Boden, um unweit der Mündung der Ohle in die Oder das Hospital zum heiligen Geiste für arme Kranke und Pilger zu errichten. Zweifellos unter ihrer Mitwirkung entstand damals auch das Lazarushospital für Aussägige vor dem Ohlauerthore und das St. Barbarahospital am Nikolaithore zu Breslau. — Im Jahre 1221 stiftete Jutta, die Freundin der heiligen Herzogin, das Benediktinerinnenkloster Liebenthal, dessen erste Äbtissin sie wurde. Wie von Trebnitz für Mittelschlesien,

so ging von Liebenthal für Niederschlesien der Segen weiblicher Erziehung und Bildung aus.

Unterdes war Hedwigs hochbetagte Jugendlehrerin Petrusa in Trebnitz zur ewigen Ruhe eingegangen und Prinzessin Gertrud an ihrer Stelle zur Äbtissin gewählt worden, als die Stiftskirche ihrer Vollendung entgegen ging. Am 25. August 1219 wurde dieselbe in Gegenwart von fünf Bischöfen zu Ehren des heiligen Bartholomäus feierlich geweiht. Unter den anwesenden Kirchenfürsten befand sich Bischof Christian von Preußen, dem Hedwig damals versprochen zu haben scheint, heidnische Mädchen seines Bistums im Kloster Trebnitz aufzunehmen und daselbst nach empfangener Taufe zu erziehen. Gewiß ist, daß ihr bald darauf Preußenmädchen zugesandt wurden, die in den Kriegen der Polen gegen die heidnischen Preußen gefangen worden waren. Sie gesellte dieselben den übrigen Schützlingen im Trebnitzer Stifte bei und sorgte für sie wie eine Mutter. Durch ihre Milde und ihre zärtliche Sorgfalt gelang es ihr, diesen rohen, ungebildeten Heidenkindern Vertrauen und sanfteren Sinn einzulößen. Wie gut ihr das gelang, zeigte sich an einer gewissen Katharina, die sie nebst anderen aus der Taufe gehoben. Dieselbe war wegen ihres vortrefflichen Charakters bis an den Tod ihre Vertraute; ihr sagte sie zukünftige

Lebensschicksale voraus und erriet oft ihre geheimen Gedanken.

Dem freudigen Kirchweihfeste in Trebnitz folgten bald Tage der Heimsuchung. Noch in demselben Jahre wurde Breslau ein Raub der Flammen, und obdachlos starben viele seiner Bewohner vor Kälte und Hunger. Dieses Unglück war nur das Vorspiel eines anderen, welches im nächsten Frühjahr über den größten Teil Schlesiens hereinbrach. Von Ostern bis zum Herbst fielen so heftige und andauernde Regengüsse, daß nicht nur die ganze Ernte verdarb, sondern auch eine nie gesehene Überschwemmung einen großen Teil des Landes unter Wasser setzte. Daraus entstanden Teuerung und pestartige Krankheiten, die drei Jahre andauerten und ganze Dörfer entvölkerten. Nun zeigte sich St. Hedwig, deren Herz vom Jammer der Hilfesuchenden zerrissen wurde, als eine wahre Landesmutter. Durch Ausrufer ließ sie auf allen Märkten bekannt machen, daß alle Bedürftigen auf ihr Gut Schawoine kommen und sich daselbst Almosen holen möchten. Von allen Seiten strömten die Armen zusammen und sie ließ aus ihren Vorrathshäusern jedem so viel Getreide austheilen, als er zur Erhaltung seines Lebens bedurfte. Als das Getreide zu Ende ging, verteilte sie alles vorrätige Fleisch, und als auch dieses verzehrt war, ließ sie Käse, Salz und Schmalz zur Au-

richtung des Gemüses und andere Eßwaren, die sie nur irgend noch auffindig machen konnte, verabreichen. Es ist ohne Zweifel anzunehmen, daß sie auch den Herzog zu gleicher Barmherzigkeit bewog.

Sie gab jedoch nicht allein, was sie besaß, sondern erließ auch den Bauern auf ihren Gütern den Zins. Deshalb sprach ihr Rechnungsführer zu ihr im vorwurfsvollen Tone: „Herrin, Ihr erlaßt Euren Unterthanen soviel, daß wir, Eure Diener, kaum haben, wovon wir uns erhalten können.“ Darauf gab sie zur Antwort: „Seid ganz unbesorgt, Gott kann schon gut für euch sorgen.“ Wurden manche von ihren Unterthanen für ihre Vergehen vom Hofrichter mit Geldbußen belegt, so schenkte sie ihnen dieselben. War sie außerstande, die Bestraften den Händen der Richter, die ihr Urtheil oft nach Willkür fällten, zu entreißen, so erlegte sie sogar aus eigenen Mitteln das Strafgeld und löste mit eigenen Opfern diejenigen aus, die im Schuldgefängnisse saßen. Ihren Notar Ludolph bat sie oft unter Thränen, doch mit den Menschen barmherziger zu verfahren und sie nicht durch rücksichtsloses Eintreiben der Zahlungen zu ängstigen. Um grausame Strenge zu verhüten war sie, so oft es anging, bei den Gerichtsverhandlungen selbst zugegen, und ließ oft das Urtheil nicht durch die Richter, sondern durch einen der herzoglichen Hofaplane sprechen.

12. Kapitel.

Heinrich des Härtigen Kriegszüge, Gefangenschaft und Tod.

Hartnäckig, wie wenig Völker, widerstrebten die Preußen dem Evangelium und der christlichen Kultur. Aus ihren durch unzugängliche Wälder und Sümpfe geschützten Wohnsitzen brachen sie in großen Haufen hervor und verwüsteten die christlichen Nachbarländer, insbesondere Masovien auf die greuelvollste Weise. Ganz Polen und das dazu gehörige Schlessien schwebte in Gefahr ähnlicher Einfälle, wenn den Preußen nicht ein fester Damm entgegengesetzt wurde. Auf die wiederholte Mahnung des Oberhauptes der Kirche an die Bischöfe Polens, die polnischen Herzöge zum Kreuzzuge gegen die heidnischen Preußen zu bewegen, vereinigte sich Heinrich der Härtige mit Herzog Lesko von Krakau, um ihrem bedrängten Stammvetter Konrad von Masovien zu Hilfe zu kommen.

Es war für die heilige Hedwig ein großer Trost, die polnischen Fürsten, sonst gewohnt, das Schwert gegen sich selbst zu ziehen, damals gegen den gemeinsamen Feind vereinigt zu sehen und ihren Gemahl unter den Streitern Christi zu wissen. Besonders erfreulich aber mußte es ihr

sein, daß Heinrich durch seinen weisen Rat Konrad von Masovien bewog, aus Venedig die deutschen Ordensritter herbeizurufen, die unter ihrem Ordensmeister Hermann Balk mit zahlreichem Kriegsvolke herankamen, in fünfzigjährigem Kampfe die Preußen besiegten, unterwarfen und zur Annahme des Christentums bewogen. Doch ihre Freude wurde bald getrübt. Als die polnischen Fürsten Frieden gewannen und die Deutschritter ihnen den Feind fernhielten, loberte unter ihnen selbst das Feuer der alten Zwietracht wieder auf. Von nun an war Heinrich der Bärtige in fortwährende Händel verwickelt.

Im November 1227 hatte Lesko von Krakau einen Landtag nach Gonsawa bei Trzemesno in Groß-Polen berufen zur Beratung über einen Kriegszug gegen den Pommernfürsten Swantopolk, der sich seinen Vasallenpflichten entziehen wollte. Dort erschien auch Heinrich, dessen Rat sich Lesko erbeten hatte. Auch Swantopolk stellte sich ein, dem Anscheine nach, um eine Verständigung herbeizuführen, in Wirklichkeit aber, um einen Überfall der beiden Fürsten ins Werk zu setzen. Lesko suchte durch die Flucht zu entkommen, wurde aber eingeholt und niedergehauen. Heinrich wurde im Bade überrascht und dankte seine Rettung nur der Aufopferung seines treuen Ritters Peregrin von Wiesenburg, der sich den Muehelnmördern

entgegenwarf und mit seinem Körper den Herzog deckte. Indem er alle Schwerthiebe auffing, die seinem Herrn galten, opferte er für diesen sein Leben. Heinrich selbst war schwer verwundet, entkam aber und wurde glücklich nach Breslau gebracht.

Als seine heilige Gemahlin an sein Krankenbett gerufen wurde, sprach sie gesagt: „Ich hoffe, daß ihm Gott die Gesundheit bald wiedergeben wird.“ Sie begab sich mit ihrer Schwiegertochter und einigen Frauen nach Breslau, um den geliebten Kranken zu pflegen und dem Lande den Fürsten zu erhalten. Ihre sorgsame Wartung bewirkte, daß er allmählich von seinen Wunden genas.

Raum aber waren diese Wunden vernarbt und die heilige Pflegerin nach Trebnitz zurückgekehrt, als die Witwe jenes auf der Flucht erschlagenen Lesko für sich und ihren unmündigen Sohn den Schutz des Breslauer Herzogs gegen ihren Schwager Konrad von Masovien erbat, der die Vormundschaft über den Unmündigen in Anspruch nahm, um das Krakauer Land für sich zu gewinnen. Weder die Warnungen Hedwigs, noch die Erinnerung an den Überfall von Gonsawa, noch die Rücksicht auf sein Alter hielten Heinrich zurück, den Bedrängten zu Hilfe zu eilen und die Gelegenheit zu benutzen, seine Macht über die Nachbarn auszudehnen. Als daher Konrad sein An-

recht auf die Vormundschaft mit den Waffen behaupten wollte, zog Heinrich im Frühjahr 1228 mit seinem Sohne an der Spitze eines wohlgerüsteten Heeres gegen ihn zu Felde und schlug ihn vollständig in zwei blutigen Treffen. So verging der Sommer. Hedwig, die unterdes die Nachricht vom Tode ihres Bruders Heinrich erhalten hatte, harrete bangen Herzens einer Botschaft oder der Rückkehr ihres Gemahls, denn ihr ahnte nichts Gutes. Wirklich kam ihr Sohn Heinrich, vom Vater, der bei einbrechendem Winter von seinem Gegner nichts mehr befürchtete, zurückgeschickt, mit dem Heere heim und brachte frohe Siegeskunde mit. Allein Heinrich der Bärtige, der noch in Polen zurückgeblieben war, um mit den Großen des Reiches Regierungsgeschäfte zu ordnen, vermutete nicht, welch gefährlicher Gegner Konrad sei, der mit Hinterlist zu erreichen suchte, was der offenen Gewalt nicht gelungen war. Als Heinrich im Frühjahr 1229 in Opatowitz einen Landtag hielt und eines Morgens der heiligen Messe bewohnte, drangen Konrads Spione in die Kirche ein, überfielen ihn und schleppten ihn schwer verwundet als Gefangenen nach Ploetz, der Hauptstadt Masoviens. Um den schändlich verrathenen Vater zu befreien, rüstete sein Sohn Heinrich ein Heer, gab aber schließlich den Vorstellungen seiner heiligen Mutter nach, die, um

Blutvergießen und die Greuel eines verheerenden Krieges zu verhindern, den Weg gütlicher Vermittlung einzuschlagen beschloß. Gefaßten Mutes tröstete sie den Sohn: „Ich hoffe, daß der Herr ihn bald befreien und er völlige Genesung von seinen Wunden erlangen wird.“ Heinrich, der ehemals im Bruderkriege der Mutter nicht nachgab, sah sich jetzt von ihrer Entschlossenheit überwunden und staunte, da er sie reisefertig erblickte, um des Vaters Fesseln ohne Schwertstreich zu lösen. Von Breslau eilte sie die alte Heerstraße über Gleiwitz, von wenigen Bewaffneten begleitet, unter vielen Beschwerden und Gefahren, nach dem über 100 Meilen entfernten Ploetz. In der Gestalt der strengsten Büßerin, die jemals jene Länder gesehen haben, trat sie, angelangt am Ziele ihrer denkwürdigen Reise, vor Konrad von Masovien. Dieser wurde bei ihrem Anblicke von solcher Ehrfurcht ergriffen, daß er die Wildheit seines Gemüthes ablegte, Frieden schloß und den gefangenen Herzog freigab. So händigte, wie die Legende sagt, die Freundin des Allmächtigen, weil sie mit mutiger Ausdauer in sich selbst die Regungen der Ungeduld und des Streites vollständig überwunden hatte, dieselben auch in anderen mit wunderbarer Tapferkeit. Sie hatte vermocht, was vielleicht alle geharnischten Ritter Schlesiens nicht zu voll-

bringen imstande waren. Sie gab dem Lande den Fürsten und ihrem Sohne den Vater wieder. Sie vermittelte den Frieden zwischen beiden Gegnern unter der Bedingung, daß Heinrich für immer auf die heillose Vormundschaft verzichtete und für seine Befreiung die gefangenen Masovier losgab. Um diese Verständigung noch durch die Bande des Blutes zu befestigen, brachte sie zwischen ihren zwei Enkelöchtern und zwei Söhnen Konrads eine Doppelverlobung zustande.

So kehrte sie mit der Friedenspalme nach Schlesien zurück. Sie durfte sich indes nicht lange der Frucht ihrer gefährlichen Reise erfreuen, da Heinrich keine Lust hatte, ruhig zuzusehen, wie sein Gegner von neuem sich des Krakauer Landes bemächtigte. Auf die wiederholten Hilferufe der schwerbedrängten Witwe Leskos, welche flüchtig nach Breslau kam, zog er mehreremal mit Heeresmacht nach Klein-Polen, von wo er nach wiederholten Siegen als Herrscher über Krakau zurückkehrte. In mehreren darauffolgenden Kriegszügen eroberte er Groß-Polen bis an die Warthe. Aber während sein Reich und seine Macht an Umfang gewannen, litt seine Seele Schaden. Er hatte in den letzten Kriegen die Gerechtame der Genesener Kirche schwer verletzt. Der Erzbischof von Genesen verwies ihm dies und forderte Schadenersatz. Diesen sofort zu

leisten war Heinrich weder imstande noch willens. Um Zeit zu gewinnen, wußte er die Gegner zwei Jahre hinzuhalten, indem er vorgab, die Sache dem heiligen Stuhle zur Entscheidung vorlegen zu wollen. Da er dies unterließ, wurde er in Rom verklagt. Als er auf Befehl Gregors IX. vom päpstlichen Legaten zur Verantwortung gezogen wurde, weigerte er sich, im Bewußtsein seiner Schuld, zu erscheinen, und wurde nun mit dem Banne belegt. So mußte die heilige Hedwig denjenigen, für dessen Seelenheil sie stets so eifrig besorgt gewesen, zu ihrem tiefsten Schmerze aus der kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossen sehen. Vom Geiste der Weissagung erfüllt, ermahnte sie ihn, vom Schlosse Liegnitz, wo er sich damals aufhielt, nicht wegzugehen, sondern seinen bleibenden Wohnsitz daselbst aufzuschlagen, denn sie sähe voraus, sobald er sich von dort entferne, würde er bald sterben. Von der Last des Bannes niedergebeugt, hörte er auf ihre Mahnung und blieb drei Jahre in Liegnitz.

Ohne Zweifel hatte Hedwig ihren Gemahl dringend gebeten, sich um die Lossprechung vom Banne zu bemühen. Er trat auch wirklich in Unterhandlung mit dem heiligen Vater, der sich sehr entgegenkommend zeigte. Vor der Schlichtung des Streites ereilte ihn aber der Tod. Des unthätigen Lebens auf dem Liegnitzer Schlosse

müde, begab er sich beim Beginn des Frühjahrs 1238 über Sagan nach Krossen. Dort befiel ihn eine tödtliche Krankheit. Durch einen reitenden Boten ließ er die heilige Gemahlin dringend bitten, an sein Krankenlager zu kommen, da er sein Ende nahe fühlte. Sie hielt sich verpflichtet, dem mit dem Kirchenbanne Belasteten fern zu bleiben und mußte wohl triftige Gründe dazu haben, die wir nicht mehr genauer kennen. Er starb er nach achttägigem Krankenlager den 19. März, im siebenzigsten Lebensjahre. Als die herzogliche Leiche nach Trebnitz gebracht wurde, strömte eine große Menge leidtragenden Volkes zusammen und erhob ein lautes Wehklagen um den geliebten Fürsten. Die Klosterfrauen zu Trebnitz waren über den Verlust ihres Schirmherrn und Wohlthäters besonders untröstlich. Hedwig indes, die langgeprüfte Dulderin, stand trockenen Auges, in gottergebener Fassung am Sarge des Dahingeschiedenen und verwies den Schwestern die übertriebene Trauer mit den Worten: „Was betrübt ihr euch so sehr? Wollt ihr, daß etwas gegen den Willen Gottes geschehe. Dies ziemt sich nicht für euch, meine Teuersten, da der Schöpfer mit seinen Geschöpfen verfahren darf und muß, wie es seiner Güte genehm ist. Sein Wirken für uns und um uns muß uns deshalb besonders zur Beruhigung reichen, da wir seine Geschöpfe sind.“ So stellte

sie sich ihnen als Beispiel der Standhaftigkeit und christlichen Mäßigung in der eigenen Trauer hin, nicht als ob ihr der Tod des Gemahls gleichgiltig gewesen — hatte sie doch von ihrem Vermählungs- bis zu seinem Todestage allen Kummer redlich mit ihm getragen — sondern weil sie sich in allem dem Willen Gottes unterwerfen wollte. Der fürstliche Leichnam wurde vor dem Hochaltar der Trebnitzer Stiftskirche bestattet; ein prächtiges Grabmal aus schwarzem Marmor bezeichnet den Ort seiner Ruhe, die durch nichts mehr gestört wurde, nachdem Heinrich der Fromme anstatt des Vaters der Gnesener Kirche volle Genugthuung geleistet und dadurch die Aufhebung des Bannes bewirkt hatte.

13. Kapitel.

St. Hedwigs heilige Nichte.

Zu dem Kummer, den Hedwig in der eigenen Familie hatte, kam noch die Sorge, welche die Schicksale ihrer Nichte Elisabeth ihr bereiteten. Sie schöpfte indes auch großen Trost aus der Kunde von Elisabeths hoher Begnadigung und wunderbar heiligem Leben. Elisabeth war in ihrer gottinnigen Frömmigkeit, in ihrer demüthigen, opferfreudigen Nächstenliebe und in ihrem

heldenmüthigen Bußeifer das vollkommene Ebenbild ihrer heiligen Tante.

Schon als vierjähriges Kind wurde sie nach der Sitte jener Zeit mit Ludwig, dem siebenjährigen Sohne des Landgrafen von Thüringen, verlobt und auf die Wartburg nach Eisenach gebracht, um mit ihrem zukünftigen Gemahl gemeinschaftlich erzogen zu werden. Zur Jungfrau herangeblüht, ließ sie sich von den Eitelkeiten der Welt nicht blenden, fand nur in den Übungen der Gottseligkeit und im Wohlthun ihre Freude und ertrug mit bewunderungswürdiger Geduld die Verunglimpfungen der Höflinge, die solch überirdisches Sinnen und Streben nicht begreifen konnten. Ihr Verlobter aber wußte ihre Tugenden zu würdigen, feierte 1220 die Vermählung und gab seiner jungen Gemahlin volle Freiheit, den Weg der Vollkommenheit zu gehen und ihrem Hange zur Wohlthätigkeit nachzuleben. Die Ehe war überaus glücklich, denn die Liebe beider zu einander wurzelte in der Liebe zu Gott. Leider dauerte der schöne Bund nicht lange; schon nach sieben Jahren starb der fromme Landgraf auf einem Kreuzzuge nach Palästina. Jetzt begann für Elisabeth eine Zeit der schwersten Prüfung. Ihre Schwäger Heinrich und Konrad, von bösen Ratgebern irregeleitet und habgierig nach den Gütern des verstorbenen Bruders, verstießen sie

nebst ihren unmündigen Kindern unter Schmähungen und Beschimpfungen und unter dem Vorwurfe, sie habe durch ihre Freigebigkeit gegen die Armen den Landeschatz vergeudet, mitten im Winter aus der Wartburg. Hilflos und verlassen ging sie nach Eisenach, um ein Unterkommen zu suchen. Allein es war allen Bürgern bei schwerer Strafe verboten worden, sie aufzunehmen. Daher klopfte sie vergeblich an allen Thüren an, für ihre zitternden Kinder um Einlaß flehend bei solchen, denen sie früher Gutes gethan hatte. Überall abgewiesen kam sie zu einer elenden Schenke und erhielt auf vieles Bitten vom Wirte einen verfallenen Stall zum Nachtlager. Als bald erlangte sie ihre Fassung wieder. Um Mitternacht hörte sie in dem nahen, von ihr gegründeten Franziskanerkloster zu den Metten läuten, stand auf und ging zur Kirche, um dem Gottesdienste beizuwohnen. Darauf bat sie die Mönche, ein Te Deum zur Dankagung für ihre Trübsale zu singen. Nachdem sie mit ihren Kindern viel Hunger und Kälte und Schmach gelitten, erfuhr Bischof Eibert von Bamberg die schändliche Behandlung seiner Nichte und nahm sie zu sich. Von Bamberg aus unternahm Elisabeth eine Pilgerreise nach dem Heiligtume auf dem Berge Andechs, welches an der Stelle der ehemaligen Stamburg ihrer Ahnen errichtet war. Unterdes trafen die Kreuzritter aus dem

Gefolge des verstorbenen Landgrafen mit den Gebeinen desselben in Thüringen wieder ein und vernahmen, welche Unbild der Witwe ihres teuren Herrn angethan worden war. Sie hielten mit Nachdruck den Übelthätern ihr schmachvolles Benehmen vor und verhalfen der Verstoßenen zu ihrem Rechte. Unter den Gütern, welche Elisabeth nun eingeräumt erhielt, befand sich auch die Stadt Marburg in Hessen. Diese wählte sie zu ihrem Witwenfize; aber nicht im fürstlichen Schlosse schlug sie ihre Wohnung auf, sondern in einem ärmlichen aus Holz und Lehm gebauten Häuschen. Hier diente sie wie bisher Gott durch Gebet und strenge Bußübungen. Ihr Einkommen gehörte wieder ganz den Armen und Elenden; zugleich erbaute sie ein Hospital, ähnlich dem früher schon in Eisenach von ihr errichteten. Dort sah man sie Tag und Nacht wie eine geringe Magd die Kranken pflegen. Zu denjenigen, welche meinten, daß solch übergroße Liebesdienste für eine Fürstin nicht paßten, sagte sie: „Was euch ungehörig vorkommt, dient dazu, mich von meinen Fehlern zu reinigen. Verachten wir doch die Mittel nicht, die uns Gott zu unserer Heiligung in die Hand gegeben. O, wie haben wir es so gut, wie sind wir so glücklich, daß wir in den Armen unseren Herrn und Heiland waschen und trocknen, bedecken und zur Ruhe legen können.“

Ihrem heiligen, dem Irdischen ganz abgewendeten Leben entsprach ihr wunderbarer Tod. Nachdem sie zwei Wochen in einem heftigen Fieber geschwächt, dabei aber stets heiter gewesen und gebetet, schien sie eines Morgens zu schlummern, mit dem Angesicht gegen die Wand des Gemaches gekehrt. Da hörte die bei ihr wachende Frau in der Kehle der Kranken einen ungemein schönen, süßen Gesang. Als Elisabeth erwachte, sprach die horchende Wärterin: „Ach, liebe Frau, wie gar schön habt ihr gesungen!“ Darauf entgegnete Elisabeth: „Wie, hast du etwas gehört? Ich sage dir, daß zwischen mir und der Wand ein schöner Vogel war und mir lange so süß vorgesungen hat, daß sich meine Seele und mein Herz erfreute und ich mitsingen mußte. Der schöne Vogel hat mir auch geoffenbart, daß ich am dritten Tage sterben werde.“ Am andern Tage empfing sie die heiligen Sterbesakramente mit inniger Andacht, worauf sie plötzlich mit der Sprachengabe erfüllt wurde und die heilige Schrift in tief sinnigen Worten ihrer Umgebung erklärte. Nachdem sie von allen Abschied genommen und eine Anfechtung des bösen Feindes überwunden hatte, begann um Mitternacht ihr Angesicht zu leuchten, so daß die Anwesenden sie kaum anzublicken vermochten; ihre Seele aber ergoß sich in jubelnden und sehnächtigen Gebeten. Dann neigte sie ihr Haupt wie zum Schlummer

und ihre Seele ging zu Gott, während ein lieblicher Wohlgeruch den Raum erfüllte, wo ihre sterbliche Hülle lag. Sie war erst 24 Jahre alt, als sie am 19. November 1231 vom Herrn in die himmlische Seligkeit abgerufen wurde. Ihr Grab wurde bald der Sammelplatz der Unglücklichen und durch so viele Wunder verherrlicht, daß, grade auf Betreiben ihres ehemals so feindseligen Schwagers Konrad, ihr Heiligsprechungsprozeß alsbald ins Werk gesetzt wurde.

Nicht lange nach ihrem Tode erhielt mit der Nachricht von den wunderbaren Umständen desselben die heilige Hedwig einen Schleier, welcher ihrer gottseligen Richte gehört hatte. Für diese kostbare Reliquie hegte sie die größte Verehrung. Es knüpften sich ihr so heilige Erinnerungen daran, daß sie denselben bis zum letzten Atemzuge trug.

Die Heiligsprechung Elisabeths fand schon am Pfingstfeste 1235 durch Papst Gregor IX. statt und wurde in Deutschland mit unbeschreiblicher Freude gefeiert. Die mit dem größten Glanze begangene Erhebung ihrer Gebeine war ein Vorspiel jener Feier, welche 33 Jahre später Schlesien zu Ehren ihrer heiligen Tante begehen sollte. Bald erhob sich über ihren heiligen Überresten zu Marburg ein herrlicher gotischer Dom. Etwa zwanzig Jahre später erbauten ihr zu Ehren die

Bürger Breslaus mit Hilfe der frommen Herzogin Anna und ihrer Söhne die schöne St. Elisabethkirche. 1680 erbaute einer ihrer Nachkommen, Kardinal Friedrich von Hessen, als Fürstbischof von Breslau zu Ehren seiner heiligen Ahnfrau eine der schönsten Kapellen an der Breslauer Kathedrale, die als kostbare Reliquie den Stab besitzt, auf welchen St. Elisabeth gestützt, verstoßen von der Wartburg wandte.

14. Kapitel.

Himmlische Tröstungen.

Durch die Hand des Todes von ihrem Gemahl geschieden, war Hedwig aus dem freiwilligen in den wirklichen Witwenstand getreten. Mehr und mehr löste sie ihr Herz vom Irdischen und wandte es um so gottinniger dem Himmel zu; ihr Wandel hienieden nahm immer mehr einen überirdischen Charakter an. Es war kein Wunder, sagt die Legende vor ihr, daß die Dienerin Gottes, obwohl äußerst dünn bekleidet und unbeschuht, dennoch im Gebete solange auszuharren vermochte, seitdem ihr Herz im Innern erglühete und in ihren Betrachtungen ein solch göttliches Feuer aufloderte, daß eine gewisse feurige Kraft aus ihr hervorbrach und nicht nur ihr selbst, sondern

auch ihrer Umgebung den Eindruck der schneidenden Kälte linderte. Als sie einst zur Winterszeit wieder sehr lange barfuß ihren Andachtsübungen oblag, erklärte ihr die Kammerfrau, welche auf sie warten mußte und vor Kälte halb erstarrt war, daß sie es nicht länger aushalten könnte. Sogleich trat die Heilige beiseite und befahl ihr, auf die Stelle zu treten, wo sie soeben barfuß gestanden hatte. Augenblicklich war die Kälte verschwunden und die Frau fühlte sich von einer wohlthuenden Wärme durchströmt.

Damit sie auf ihrer kummerreichen Pilgerfahrt hienieden nie ohne Trost sei, war sie immerdar mit Geist und Herz beflissen, ihren Gott und Heiland lebendig sich zu vergegenwärtigen und seinen vertrauten Umgang zu genießen. Zu jeder Zeit und an jedem Orte suchte sie ihn, wohl wissend, daß er den Wachsamten oft erscheine und den Sehnsüchtigen sich zeige. Daher wachte sie im Gebete bis zum Morgen; ihr Herz stand in Flammen; der Schlummer floh von ihren Augen; sie konnte nicht eher Ruhe finden noch müde werden, bis sie der göttliche Tröster heimsuchte. Vom Schlusse des Gottesdienstes bis in die schweigende Nacht harrete sie, bis er käme und anklopfte und ihr Herz jene Geheimnisse verkostete, die den Weltkindern verborgen sind. Als sie sich einst in dem Hause, das sie in der Nähe des Klosters Trebnitz

bewohnte, in ein Gemach zu stiller Betrachtung zurückgezogen und dort ganz im Gebete vertieft hatte, trat unvermutet ihr Kämmerer Boguslaus von Schawoine ein, um das Gefäß zu holen, in welchem für sie das schale Trinkwasser abgekocht wurde. Da sah er sie in betender Stellung von einem solchen Glanze umgeben, daß er bestürzt und von nicht geringem Schrecken erfaßt, eiligst aus dem Gemache floh und sich so bald nicht wiederzukehren getraute. Durch das Geräusch des Enteilenden aufmerksam geworden, rief ihn die heilige Fürstin zurück. Er gehorchte, nahm das Gefäß, eilte aber zitternd hinweg. Durch dieses sichtbare Licht, von dem sie umstrahlt war, wollte Gott offenbaren, daß sie sich bereits ganz ihm genähert habe, der im unzugänglichen Lichte wohnt.

Indem sie während des Gottesdienstes sich vollständig in ihren Mantel verhüllte, weinte sie soviel, daß ihre Schwiegertochter Anna bei Empfang des damals noch üblichen Friedenskusses ihre Augen von Thränen blutrot und ihr Antlitz davon ganz überfluthet fand. Häufig aber traf Anna sie im Gebete erglänzend mit schneeweißem und rosigem Angesichte und in dem Entzücken ihrer Seele wie in ein himmlisches Wesen verwandelt. Auch ihr Beichtvater, der Minoritenbruder Herbord, sah sie oft in einem solchen

Aufschwunge ihrer Seele hingerissen, daß sie der Sinne nicht mehr mächtig war. Desgleichen erzählte noch nach ihrem Tode ein ihr dienstbarer Ritter, namens Cosmas: „Es hat sich oftmals getroffen, daß ich, während meine Herrin, die selige Hedwig, im Gebete vertieft war, vor ihr erschien und sie so in Betrachtung versunken und fast von ihren Sinnen abgelöst fand, daß sie mich gar nicht vor sich stehen sah, bis sie nach langer Zeit wieder zu sich kam.

Vom Sichtbaren zum Überfinnlichen sich erhebend, konnte sie nicht satt werden, in den Schönheiten dieser Welt den Allerschönsten selbst, in den Geschöpfen die Macht und Güte des Schöpfers zu erkennen und zu bewundern. Oft erhob sie des Nachts die Augen zum Sternenhimmel, um ihre Seele lebhafter zur Liebe Gottes zu entflammen. Bei der Betrachtung der Gestirne und der Pracht des leuchtenden Himmels gewölbes war ihr geistiges Auge bis zum Throne der Gottheit selbst entzückt; dann war der Vorhang des Unsichtbaren vor ihr hinweggezogen und ihre Seele ganz bei ihm, den sie über alles liebte. Dann nahm sie die Fülle des himmlischen Lichtglanzes so wesentlich in sich auf, daß er ihren Körper auch äußerlich sichtbar durchstrahlte. Von einem hellen Scheine umgeben, erschien sie von der Erde in die Luft gehoben, in freischwebender Haltung,

wie dies viele ihrer Umgebung bemerkten und nachher den Untersuchungsrichtern während des Heiligsprechungsprozesses erzählten. Obwohl die Heilige bemüht war, diese geheimnisvollen Begnadigungen demütig zu verbergen, so gelang ihr dies, wie die erzählten Thatfachen zeigen, nicht immer; zuweilen wurde sie durch die Liebesseufzer und die Freudengefänge verraten, welche in der Entzückung ihrer frohlockenden Seele entströmten.

Wie sehr sie der Gnade des Herrn sich würdig gemacht, ist aus folgenden Wundern ersichtlich. Eines Tages wollte eine der Klosterjungfrauen in Trebnitz gern wissen, auf welche Weise die Dienerin Gottes, wenn sie allein in der Kirche zurückblieb, sich übe, und begab sich, während die übrigen Schwestern bei Tische saßen, heimlich in den Chor und verbarg sich daselbst. Hedwig küßte zuerst die Stellen, wo die einzelnen Jungfrauen gestanden; dann ging sie weiter vor und warf sich zum Gebete nieder vor dem Altare der allerseligsten Jungfrau, auf welchem ein Kreuz von bedeutender Höhe mit dem Bilde des Gekreuzigten stand. Während sie hier, ihrer Gewohnheit gemäß, im Gebete hingestreckt verweilte, löste das Kreuzbild Hand und Arm an der rechten Seite vom Querholze, streckte sie aus und segnete die betende Fürstin, mit heller Stimme sprechend: „Dein Gebet ist erhört, und was du begehrt, wirst du erhalten.“

Auch sonst erschien die Heilige vor den Augen der Klosterjungfrauen durch die Wundergabe ausgezeichnet. Die Jungfrau Razlawa, welche sie von Kindheit an erzogen und dem Orden übergeben hatte, befreite sie durch das über sie gemachte Kreuzzeichen von einer Fischgräte, die ihr im Schlunde stecken geblieben war und sie in Todesgefahr gebracht hatte. Ebenso wunderbar heilte sie derselben Razlawa die von heftigem Weinen um einen verstorbenen Bruder blöde gewordenen Augen. Eine andere Jungfrau, namens Gaudentia, war ebenfalls von häufigen Thränen auf beide Augen fast erblindet; selbst ein Augenwasser der Schwester Juliana, das schon vielen geholfen, nützte ihr nichts. Sie suchte nun die Heilige in einer Ecke der Kirche auf und bat sie fußfällig um Heilung durch das heilige Kreuzzeichen. Als Hedwig dies Begehren vernahm, erschrak sie in ihrer Demut und lehnte es mit den Worten ab: „Gott vergebe es dir, daß du, obgleich ich ein Mensch und ein irdenes, zerbrechliches Gefäß bin, ein Ding der höchsten Macht von mir begehrst, Lasse deshalb ab, denn wenn du so diese Wohlthat der Heilung suchest, wirst du sie durch mich von Gott niemals erhalten.“ Durch die inständigen Bitten der Kranken gerührt, machte sie endlich doch das Kreuzzeichen über sie und sprach: „Es segne dich der Herr, teuerste Schwester!“

Da verschwand plötzlich der zunehmende Flecken, der das eine Auge schon zehn Wochen bedeckt hatte, und die Geängstigte erhielt die volle Sehkraft wieder.

15. Kapitel.

Der Tartareneinfall.

Kurz nach dem Begräbniß ihres Gemahls saß die heilige Fürstin Hedwig eines Tages im Kloster bei Schwester Adelheid in vertraulicher Unterredung und sprach zu ihr unter anderem die denkwürdigen Worte: „Gedenke meines Sohnes in deinem Gebete, denn er wird nicht nach Art jener, welche im Bette sterben, aus dieser Welt gehen.“ Staunend und erschrocken antwortete ihr Adelheid: „Fürstin, das sei ferne! Ihr habt nur diesen einzigen Sohn noch, und darum seid ihr besorgt, daß ihm solches vielleicht widerfährt; weist diese Furcht von Euch!“ Hedwig erwiderte: „Ich fürchte es nicht bloß, sondern weiß es ganz zuverlässig, daß er durch Todschlag ums Leben kommen wird.“ Von wem er aber sollte erschlagen werden, das verschwieg sie, wahrscheinlich aus mitleidsvoller Schonung, um die Ihrigen nicht vorschnell in Angst und Schrecken zu versetzen. In übernatürlicher Erleuchtung sah sie

die harte Prüfung voraus, die ihr für den Abend des Lebens aufbehalten war: den Einfall der Tartaren und alle damit verbundenen Greuel, sowie den Tod ihres einzigen, trefflichen Sohnes.

Die Tartaren waren eine zahlreiche Völkerschaft, welche Jahrhunderte lang im nordöstlichen Asien umherziehend ihre Heerden weidete und Raubzüge unternahm. Sie hatten abschreckend häßliche Gesichter, schief geschlitzte, tiefliegende, stechende Augen, hervortretende Backenknochen, runde, dicke Köpfe und struppiges Haar. Bei ihren Angriffen waren sie von unwiderstehlicher Wildheit, ihr Blutdurst schonte kein Alter und Geschlecht, Erbarmen gegen Feinde kannten sie nicht. Fürchterliche Verwüstungen bezeichneten ihren Weg und vor ihnen her ging der Schrecken. Aus einem ihrer vorzüglichsten Stämme, den Mongolen, hervorgegangen, stellte sich im Anfange des 13. Jahrhunderts der furchtbare Tschinggischan an die Spitze aller Tartaren, welche nun von dem herrschenden Stamme häufig auch Mongolen genannt wurden. Tschinggischan hatte alle Staaten von der Nordgrenze Chinas bis nach Indien und Rußland bis zum Dniester erobert, die großen blühenden Städte zerstört und die Einwohner niedergehauen oder in die Sklaverei geschleppt. Unter seinem Sohne Oltai und seinem Neffen Batu überschwebten die Tartaren den

ganzen Osten Europas und standen im Anfange des Jahres 1241 an den Grenzen von Ungarn und Polen. Während Batu in Ungarn eindrang, verheerte ein anderer Haufen unter Beta Polen und zog über Krakau nach Schlesien. Bei Oppeln suchten die obereschlesischen Herzöge den Feinden den Übergang über die Oder zu wehren, mußten aber der Übermacht weichen. Die Ortschaften plündernd und verbrennend wälzten sich nun die Barbarenhorden Breslau zu.

Im Kloster Trebnitz bereitete sich inzwischen alles zur Flucht vor, da man jeden Tag von Breslau aus den Heranmarsch des Feindes erwarten mußte. Die Jungfrauen flüchteten zu ihren Familien, die im Lande zerstreut wohnten; die heilige Hedwig aber beschloß, mit ihrer Tochter, der Äbtissin Gertrud, und ihrer Schwiegertochter Anna nach der festen Burg Krossen an der Oder zu fliehen, die wegen ihrer Entfernung die meiste Sicherheit zu bieten schien. Herzog Heinrich befand sich mit seinem Heere in Liegnitz; hier ließ Herzogin Anna ihre vier zum Teil schon erwachsenen Söhne bei ihm zurück, und hier nahmen Mutter und Gattin von ihm traurigen Abschied, denn sie sollten ihn nicht wiedersehen. Die Mutter soll ihm damals eine kostbare gestickte Schärpe als Schwertgeheiß überreicht haben. — Das eigene Leben rettend sah

sie das ihres Sohnes bereits verloren, und nur durch die unbefiegbare Waffe ihres Gebetes vermochte sie seiner Seele auf dem Schlachtfelde beizustehen.

Die Bewohner Breslaus flüchteten sich mit ihren Habseligkeiten in die stark befestigte herzogliche Burg auf der Dominzel, die sie auf Befehl des Herzogs zu verteidigen hatten, und steckten die Stadt hinter sich in Brand, damit sich die Feinde nicht lange mit Plündern aufhalten und festsetzen könnten. Die Tartaren hatten in der Hauptstadt bedeutende Beute vermutet und fanden sich nun betrogen. Wütend bestürmten sie deshalb die Burg, jedoch vergeblich, denn nicht nur die Besatzung leistete ihnen tapferen Widerstand, sondern der Himmel selbst hatte sich gegen sie mit den Belagerten verbunden. Unter denselben befand sich der selige Geslaus, der Prior des Breslauer Dominikanerklosters zu St. Adalbert, der den Mut der Kämpfenden anfeuerte, den Sterbenden beistand und zur Rettung aller durch das Verdienst seiner Tugenden wesentlich beitrug. Auf sein Gebet entlud sich ein Gewitter von ungewöhnlicher Heftigkeit und brachte die Feinde in Verwirrung und Entsetzen, so daß sie die Belagerung aufhoben und gen Liegnitz zogen.

Sobald Herzog Heinrich von ihrem Anrücken Kunde erhielt, zog er ihnen am Montage

nach dem weißen Sonntage, nachdem er sich mit den Seinigen durch den Empfang der heiligen Sakramente gestärkt hatte, todesmutig entgegen. Da wo südlich von Liegnitz das Terrain erheblich ansteigt, auf der Hochebene von Wahlstatt, ordnete Heinrich der Fromme seine Scharen zur Schlacht am 9. April 1241. Das christliche Heer war anfangs im Vorteile und vor der Tapferkeit der gutgerüsteten abendländischen Ritter begannen die asiatischen Horden zu weichen. Da erhoben dieselben plötzlich mit Wutgeschrei eins ihrer Feldzeichen, auf welchem ein scheußlicher Kopf zum Vorschein kam, der über die Scharen der Streitenden einen betäubenden Qualm und Gestank verbreitete und alles in Rauch einhüllte. Man hielt diese Kriegsmaschine für ein Zauberwerk der Hölle und es entstand allgemeine Verwirrung und Schrecken. Die Streitrösse scheuten und bäumten sich und warfen die in ihren Rüstungen ungelenkten Ritter ab, über welche die Tartaren sofort mit Jubelgeschrei herfielen, um sie zu erschlagen. Herzog Heinrich sah seine Sache verloren. Doch sollte er auch den irdischen Sieg verlieren, so wollte er als heldenmütiger Ritter Christi die Märtyrerkrone des ewigen Sieges gewinnen. Von wenigen Getreuen umgeben, schlug er sich durch die Feinde eine Gasse. Obgleich dringend ermahnt, sein Leben durch die Flucht zu retten, tritt er

voll heiligen Zornes weiter. Soeben erhob er den rechten Arm zu einem wuchtigen Hiebe gegen den Kopf eines Tartaren, der ihm heftig zusetzte, als ein anderer ihn hinterrücks unter der Schulter, wo die eiserne Rüstung klappte, mit einem Speere durchbohrte, so daß er augenblicklich sterbend zu Boden sank. Von seiner Umgebung entkam allein Johann von Janowitz, der schwer verwundet die Trauerbotschaft nach Liegnitz brachte. Wütend stürzten sich die Barbaren auf Heinrichs Leichnam, hieben ihm das Haupt ab, und dasselbe auf einer Lanze tragen, zogen sie vor das feste Schloß Liegnitz, welches von den Bürgern und Überresten des geschlagenen Heeres verteidigt wurde. Auf die Aufforderung, sich zu ergeben, antworteten die Belagerten: „Ist auch der eine tot, so haben wir noch vier Herzöge im Schlosse, welche wir bis zum letzten Blutstropfen verteidigen werden.“ Das Haupt des Herzogs wurde nach der Sage in den Roischwitzer See unweit Wahlstatt geworfen. Die Tartaren wurden ihres Sieges wenig froh; sie hatten in der Schlacht so schwere Verluste erlitten, daß sie es nicht wagten, einen neuen Kampf mit dem Heere aufzunehmen, welches der Böhmenkönig Wenzel, ein Schwager Heinrichs, herbeiführte. Am Fuße des schlesischen Gebirges entlang zogen sie wüstend über Dittmahan und Neisse nach Mähren

und Ungarn, um nie wieder zu erscheinen. Das Hauptverdienst und der höchste Ruhm, Westeuropa gerettet zu haben, gebührt Heinrich dem Frommen und seiner tapferen Schar, die an den Pforten Deutschlands im offenen Felde den barbarischen Feinden heldenmütig die Stirn boten und das weitere Vordringen verleiteten.

Die heilige Hedwig erhob sich in derselben Nacht, da das Schlachtgetümmel auf der Wahlstatt sich zu Ende neigte, auf der Burg zu Krossen von einem Traumgesichte, weckte ihre vertraute Freundin aus dem Schlafe und sprach zu ihr: „Demundis, du sollst wissen, daß ich bereits meinen Sohn verloren habe. Mein einziger Sohn ist wie ein Vöglein schnellfliegend von mir geschieden, ich werde ihn in diesem Leben nicht wiedersehen.“ Demundis, die Fürstin zu trösten bemüht, suchte ihr einzureden, daß sie nur eine Vermutung ausgesprochen, einen ängstlichen Traum gehabt, und sprach: „Herrin, noch ist ja kein Bote gekommen, und noch hat man nichts Gewisses von dem gehört, was Ihr sagt, darum laßt Eure Besorgnis fahren und beharret nicht auf Eurer Meinung.“ Hedwig aber erwiderte: „Es ist so wie ich gesagt, aber hüte dich mit allem Fleiße, es jemandem zu entdecken, damit diese traurige Kunde nicht meiner Schwiegertochter oder Tochter zu Ohren kommt.“ Die in demselben Zimmer

schlafende Schwester Pinnosa hatte diese Rede belauscht. Man schwieg bis zum dritten Tage; als dann der Bote aus Riegnitz anlangte, bestätigte sich der heiligen Fürstin Vorhersagung.

Die erhabene Mutter des ritterlichen Helden vergoß keine Thräne, noch verriet sie ein Zeichen des Schmerzes, sondern ganz voll Ergebung in Gottes Willen tröstete sie ihre Schwiegertochter Anna, die den Gatten, und ihre Tochter Gertrud, die den Bruder schmerzlich beweinte, obwohl sie selbst des Trostes bedürftig war, und sprach mit zum Himmel erhobenem Blicke: „Es ist Gottes Wille so, es muß uns gefallen, was Gott gefällt“; und ihre Hände erhebend, frohlockte sie: „O Herr, ich danke dir, daß du mir einen solchen Sohn gegeben hast, der mich, solange er lebte, immer geliebt und in großer Verehrung gehalten, mich auch niemals in etwas betrübt hat. Wiewohl ich ihn so gern bei mir auf Erden hätte, gönne ich es ihm doch innigste, daß er durch seines Blutes Vergießung bereits mit dir, seinem Schöpfer, im Himmel vereint ist. Flehentlich, o Herr, empfehle ich dir seine Seele.“

Auf das Schlachtfeld eilend, vermochte die verwitwete Herzogin Anna den grausam verstümmelten Leichnam ihres Gemahls nur an den sechs Zehen seines linken Fußes zu erkennen. Die teuren Überreste wurden nach Breslau

gebracht und in Gegenwart der Mutter, Witwe und Schwester in der Kirche der Minoritenbrüder zu St. Jakob (der heutigen St. Vincenzkirche) feierlich beigesetzt. Ein prächtiges Grabmal zierte noch jetzt die Ruhestätte des großen Toten. — Die heilige Hedwig hatte inzwischen auch für die Beerdigung der auf der Wahlstatt Gefallenen Sorge getragen und manche Witwe zu trösten gehabt. Sie ließ auf der Stelle, wo des Sohnes Leichnam gefunden worden, den Altar einer Kapelle und daneben ein Kloster für Benediktiner errichten.

16. Kapitel.

Die Gabe der Weisagung.

Wieder nach ihrem geliebten Trebnitz zurückgekehrt, wohin auch die Klosterjungfrauen aus ihren Zufluchtsorten einzeln heimkamen, um von neuem nach der Ordensregel zu leben, schien die heilige Herzogin Hedwig endlich Ruhe zu finden. Sie blickte auf ein großes Tagewerk zurück. Außer ihrer Tochter Gertrud, ihrer Schwester Mathilde und ihrem Bruder Berthold hatte sie all' die Ihrigen in das Land des ewigen Friedens vorausgesandt. Nunmehr neigte sich auch ihre irdische Sendung dem Ende zu. Bevor sie aber aus

diesem Leben schied, erschlossen sich ihrem prophetischen Geistesauge noch mancherlei Ereignisse der nahen und ferneren Zukunft, die sie denen, welche davon betroffen werden sollten, enthüllte. Ihre Gabe der Weissagung ist durch viele Thatsachen unzweifelhaft bezeugt.

Zu der bereits erwähnten Katharina, die sie ihrem Kämmerer Boguslaus von Schawoine zur Frau gegeben, sagte sie eines Tages, als sie dieselbe in mancherlei Sorgen vertieft sah: „Ach, Katharina, warum bist du so nutzlos mit dem Gegenwärtigen beschäftigt, da du ja doch bald sterben wirst.“ Auf diese unverhoffte Mitteilung erblaßte die Frau und war sehr erschrocken, da sie aus eigener Erfahrung wußte, wie wahr oft schon das Wort ihrer heiligen Herrin geworden. Zu ihrer Beruhigung fügte Hedwig hinzu: „Sei nicht traurig, Katharina, du wirst zwar sterben, aber noch einmal lebendig werden, und dies sei dir zum Wahrzeichen: siehe, du wirst eine Tochter erhalten, diese wird sterben; nach ihr wirst auch du verschiden.“ Einige Zeit nachher starb der Frau wirklich ein Töchterlein, und sie selbst war infolge großer Entkräftung drei Tage schein- tot. Man begrub sie jedoch nicht alsbald, da man ihren Tod bezweifelte, obgleich sie das Feuer, welches man prüfend an ihren Körper hielt, nicht zu fühlen schien. Endlich erholte sie sich wieder,

wie man glaubte, auf die Fürbitte der damals bereits verstorbenen heiligen Fürstin.

Derselben Katharina gab Hedwig vor ihrem Hinscheiden den mütterlichen Rat, daß sie das Goldspinnen und die Goldstickerei im Trebnitzer Kloster erlernen möchte, da diese Beschäftigung ihr in Zukunft sehr nützlich sein würde. Katharina, den Rat befolgend, verlor dreimal ihr Eigentum, gewann es aber durch die Geschicklichkeit ihrer Hände ebenso oft reichlich wieder, als Lohn dafür, daß sie ihrer heiligen Herrin nicht nur treu gebient, sondern auch auf dem Wege der Tugendhaftigkeit nachfolgte.

In Katharinas Gegenwart sprach die Heilige einmal von ihrer Schaffnerin Demundis mitleidsvoll: „Demundis wird eines unerwünschten Todes sterben.“ Dieselbe wurde später unversehens hinweggerafft.

Als Schwester Razlawa, deren Augenübel sie geheilt hatte, eines Tages zur Heiligen kam und, einer Unsitte der damaligen Zeit huldbigend, einen Fgel im weiten Armel des Ordenskleydes versteckt trug, ohne daran zu denken, sprach Hedwig tadelnd zu ihr: „Tochter, was trägt du Unreines bei dir?“ Razlawa, uneingedenk des häßlichen Thieres im Armel, ging beschämt hinweg, und besann sich, welcher unreinen Gegenstand die Fürstin gemeint habe. Da fiel ihr der

Igel ein, warf ihn augenblicklich von sich und kam zurück. „So, mein Kind,“ sprach jetzt Hedwig, „solltest du auch vorhin zu mir kommen; hüte dich künftig, ein so häßliches Ding bei dir zu tragen.“

Eines Tages eilte Schwester Juliana beim Zeichen der Glocke ins Chor und lief gleichgiltig an der Stelle der Kirche vorbei, wo später der Altar des heiligen Stanislaus errichtet wurde. Die Heilige rief die Gelfertige zu sich heran, deutete auf den Ort und sprach: „Juliana, diese Stelle ist einem großen Heiligen bestimmt, zu dessen Ehre dort einst ein Altar errichtet werden wird; vergiß daher nie, so oft du vorübergehst, deine Ehrfurcht zu bezeigen.“ Als sie dies sprach, wußte man noch nichts von der Heiligsprechung des Bischofs Stanislaus, der am 8. Mai 1079 während des heiligen Messopfers in der St. Michaelskirche zu Krakau von Herzog Boleslaus, den er wegen seiner Ruchlosigkeit freimütig zurecht gewiesen hatte, ermordet worden war. Zehn Jahre nach Hedwigs Tode 1253 wurde er wirklich heilig gesprochen, und 1257 errichtete man ihm einen Altar in der Trebnitzer Stiftskirche.

In Gegenwart ihrer Schwiegertochter Anna sprach Hedwig zum Sohne derselben, Herzog Boleslaus, der unter dem Namen „der Wüterich“ bekannt ist: „Wehe, wehe dir, Boleslaus, was

für Unheil wirst du über dein Land bringen!“ Es ist nicht zu bezweifeln, daß sie den Leichtsinn und die Grausamkeit dieses bis zur Verstandeschwachheit wunderlichen und zugleich bis zur Tollheit heftigen Enkels voraussah. Als demselben seine junge Gemahlin Hedwig, die Tochter des Grafen Heinrich von Anhalt, zugeführt wurde, sagte ihr die Heilige beim ersten Empfange voraus, daß sie von ihrem Gemahl vieles würde zu dulden haben. Sie verlebte allerdings mit ihm sechzehn kummervolle Jahre.

Desgleichen sprach Hedwig zu ihrem Kaplan Luthold: „Ich bemitleide dich, Luthold, weil dir mein Enkel, Herzog Boleslaus, viel Böses anthun und dich und alle die Deinen aller Habe berauben wird.“ Weil aber damals Luthold beim Herzoge in großer Gunst stand, war er über diese Rede seiner Herrin fast aufgebracht und antwortete ihr im verlegenden Tone: „Möchtet Ihr, Fürstin, immer Frieden haben; ich und die Meinigen werden uns mit Boleslaus, meinem Herrn, immer wohl befinden.“ Sie sah ihn ruhig an und sprach: „Ich werde wohl stets Frieden haben, dir aber wird geschehen, was ich gesagt habe.“ Leider ist uns über die späteren Schicksale Lutholds nichts aufbewahrt.

Merkwürdig erfüllte sich auch die Vorheragung der Heiligen, daß der nämliche Boleslaus seine

beiden Schwestern gewaltsam aus dem Kloster Trebnitz entführen würde. Eine derselben, Agnes, kehrte indes später zurück und wurde die Nachfolgerin der Äbtissin Gertrud.

Einem gewissen Friedrich, dem Sohne einer ehrbaren Frau Sophie, der in den Minoritenorden eingetreten war, sagte Hedwig in Gegenwart ihrer Schwiegertochter Anna und ihrer Kammerfrau Gothlinda seinen Abfall und Austritt aus dem Orden vorher, indem sie sprach: „Ich habe Mitleid mit Frau Sophia, weil leider ihr Sohn durch Abfall den Orden, in den er eingetreten ist, wieder verlassen wird.“ Nach zehn Jahren that dies der Abtrünnige wirklich.

Wie diese Weissagungen noch vor ihrer Heiligsprechung, zu der sie wesentlich beitrugen, sämtlich eintrafen, so wußte sie auch ihren Todestag bestimmt voraus. Bevor derselbe aber nahte, öffnete sie noch einmal ihre milde Hand zum Besten der geistlichen Töchter in Trebnitz. Das wiederholt erwähnte Dorf Schawoine, welches sie von ihrem Gemahle zum Witwengute mit der Vollmacht erhalten hatte, nach ihrem Gutdünken darüber zu verfügen, und wenn es die Not erforderte, es schon bei Lebzeiten zu verkaufen, schenkte sie 1242 als Tafelgut ihrer Tochter, der Äbtissin Gertrud, auf Lebenszeit mit der weiteren Bestimmung, daß es nach deren Tode an das Kloster fallen

sollte. Indem sie dieses letzten Eigentumes sich entäußerte, sagte sie in der darüber ausgefertigten und mit ihrem Siegel versehenen Urkunde: „Die Barmherzigkeit Gottes, welcher der Ausspender und Vergelter alles Guten ist, will es, daß die genannte Schenkung zu seinem und seiner Heiligen Dienste verwendet werde.“

17. Kapitel.

Vorbereitung auf den Tod.

Im Spätsommer des Jahres 1243 verlangte die greise Fürstin unvermutet ihren Beichtvater, den Cistercienser Matthäus. Als derselbe erschien, bat sie ihn flehentlich um das heilige Sakrament der letzten Ölung, obwohl sie noch scheinbar ganz gesund umherging. Als dies die Jungfrauen erfuhren, wurden sie betroffen und sehr betrübt, weil sie erkannten, daß die Stunde ihres gottseligen Hinscheidens nahe bevorstünde. Die Heilige mochte selbst ihren Zustand am besten erkennen, denn es scheint, daß sie seit dem Abzuge der Tartaren bereits an jener Abzehrung litt, welche ihren Tod beschleunigte. Durch die heilige Ölung gedachte sie sich auf die letzten geistigen Kämpfe vorzubereiten, um so gestärkt die Versuchungen zu überwinden, welche ihr

noch vorbehalten waren. Stets besorgt, jede Störung und Belästigung der Jungfrauen zu vermeiden, wollte sie auch in ihren letzten Lebenswochen dieselben nicht zur Pflege um sich haben, sondern ließ ihre Vertraute Katharina von Schawoine durch einen Diener zu sich rufen: sie möchte eilends kommen, ihr in der bevorstehenden Krankheit beizustehen. Katharina kam ohne Zögern und ging nicht mehr von ihrer Seite.

Die Bewohnerinnen des Klosters konnten den Gedanken gar nicht fassen, daß sie ihre geliebte Mutter verlieren sollten. Schwester Adelheid kam zu ihr, und da sie ihren Zustand durchaus noch nicht für bedenklich erachtete, sprach sie: „Fürstin, warum erschüttert ihr unsere Gemüther so sehr durch Euer Verlangen nach der heiligen Ölung, da Ihr ja noch gesund seid und kein Anzeichen des Todes bei Euch bemerkbar ist. Man reicht dieses Sakrament doch sonst nicht den Gesunden, sondern nur solchen Kranken, die wirklich in Todesgefahr schweben.“ Die Heilige entgegnete ihr: „Das weiß ich, teuerste Adelheid, das weiß ich, und du bist mit der kirchlichen Heilordnung wohl vertraut, allein es giebt noch etwas, was du wohl beachten mußt. Da nämlich der sterbende Mensch mit dem Sakramente der letzten Ölung wie mit geistigen Waffen gegen die inneren Anfechtungen gestärkt wird, so muß eine solche

Kräftigung von den Gläubigen mit höchster Andacht empfangen werden. Ich werde jedoch, obgleich ich noch scheinbar gesund umhergehe, gar bald zu den Kranken gehören und fürchte, daß ich bei überhand nehmenden Schmerzen der Krankheit dieses heilsame Gnadenmittel dann nicht mit so feuriger Inbrunst empfangen möchte, als es einer Seele geziemt, die zum Herrn eilen muß.“ Ihrer Sehnsucht geschah bald Genüge; mit dem heiligen Öle gesalbt, fiel sie nach kurzer Zeit aufs Krankenlager, von welchem sie sich nicht mehr erhob.

Damit sie aber alle Stufen der Vollkommenheit hochbegnadigter Seelen durchschritte, damit sie vor ihrem Lebensausgange noch einmal Gelegenheit fände, ihre Treue und Standhaftigkeit dem göttlichen Heilande zu bezeigen, ließ dieser noch eine schwere Prüfung über sie kommen. Eines Tages sah Katharina drei böse Geister in menschlicher Gestalt unter großem Geräusche auf die Heilige losstürzen. Sie geißelten dieselbe heftig und riefen voll Wut: „Warum bist du so heilig? Warum beschäftigst du dich mit so vielen Werken der Heiligkeit?“ Die heilige Fürstin ertrug alles standhaft, stärkte sich zitternd mit dem Zeichen des Kreuzes und entging unverfehrt den höllischen Anfällen. Die Dienerin unterstützte die Herrin, indem sie hinter ihrem Rücken das Kreuz-

zeichen über sie machte. Obwohl Hedwig, was hinter ihr geschah, nicht mit leiblichen Augen sehen konnte, so wurde sie doch die Kraft des Kreuzes Christi gewahr, wandte sich um und sprach: „Katharina bezeichne mich immer mit diesem Zeichen, denn es hat eine wunderbare Kraft vom Leiden des Herrn.“ Diese Anfechtungen wiederholten sich und beim Herannahen des Todes bot der Fürst der Finsternis alle List und Macht auf, um ihre Seele dem Himmel zu entreißen. Aber wie sie die Welt überwunden hatte, so überwand sie auch die Hölle; siegreich ging sie aus der Anfechtung hervor.

Als die Heilige schwächer wurde, verbot ohne ihr Wissen die Äbtissin Gertrud allen Jungfrauen des Klosters und den Dienstpersonen, der Kranken irgendwie beschwerlich zu fallen und sie in ihren Betrachtungen zu stören. Gleichwohl erkannte Hedwig vieles durch innere Erleuchtung, was sie mit leiblichen Sinnen weder sah noch hörte. So erkannte sie die stillschweigend eintretende Schwester Wenceslava, die soeben erst von ihrer Flucht vor den Tartaren zurückgekehrt war, ohne daß sie von der Heimkehr derselben etwas gehört, und obgleich sie ihr Gesicht der Wand zugekehrt hatte. — Zwei andere Schwestern, Pinnosa und Benedicta, besuchten sie trotz des Verbotes der Äbtissin. Als die Kranke Pinnosa sah, sprach

sie zu ihr: „Warum kommst du ohne Erlaubnis der Äbtissin hierher? Wenn du auch leugnen willst, es nützt dir nichts. Gehe also und bitte um Verzeihung wegen deiner Nachlässigkeit, und wenn du willst, so kannst du nach erbetener und erhaltener Erlaubnis wieder zu mir kommen.“ Die erstaunte Pinnosa fürchtete sich sehr vor der Äbtissin, eilte jedoch zu ihr und kam mit erhaltener Erlaubnis zurück. Die Heilige sprach nun: „Von jetzt ab, mein Kind, thue nichts wieder ohne Erlaubnis, da das heilige Joch des Gehorsams so verdienstlich ist.“

Die Jungfrauen Eugenia und Gaudentia, zwei leibliche Schwestern, waren im Begriff, zur Kranken sich zu begeben, um die Nacht über an ihrem Bette zu wachen. Gaudentia sagte: „Ich würde gern mitkommen, aber ich fürchte, wenn ich vor der Fürstin erscheine, wird sie mir meine Sünden vorhalten, wie sie der Schwester Pinnosa ihren Ungehorsam vorgehalten und die Razlawa wegen ihres im Ärmel verborgenen Igels getadelt hat.“ Von der Schwester überredet, ging sie doch mit. Als sie zur Thür des Krankenzimmers gekommen war, ließ sie Eugenia allein eintreten und fürchtete sich von neuem. Obgleich die Heilige natürlicherweise nichts von der Draußenstehenden wissen konnte, sprach sie doch zu der Eintretenden: „Geh, Eugenia, und sprich zu

Gaudentia, welche draußen vor der Thür steht, in Gottes und meinem Namen, sie habe die und die Sünden gethan“, (dabei bezeichnete sie dieselben näher,) „sie solle daher schnell ihre Zuflucht zur Bußanklage nehmen und die Flecken ihrer Vergehungen abwaschen.“ Eugenia gehorchte. Gaudentia erschrak nicht wenig, als sie sich erkannt sah, ging hin, reinigte sich von ihren Sünden und kam dann furchtlos zur Fürstin.

Als die Krankheit zusehends sich verschlimmerte, wollte Äbtissin Gertrud nach der Herzogin Anna, die zu ihrem Bruder nach Prag gereist war, schicken, daß sie schleunig heimkehre, um beim Tode der Schwiegermutter zugegen zu sein. Die Heilige verhinderte es aber, indem sie versicherte: „Fürchtet euch nicht und gebt euch keine Mühe, nach meiner Tochter zu schicken, ich werde nicht eher sterben, bis sie wiederkommt.“

Darauf erforschte Gertrud von ihr, wo sie sich ihr Grab ausersuchen habe. Die Demuthsvolle, die längst jede Auszeichnung und jeden Vorrang gestoßen, antwortete: „Ich wünsche auf dem gemeinsamen Friedhofe bestattet zu werden.“ Als sie sah, daß dies nicht nach dem Wunsche der Tochter sei, bat sie, daß man sie im Kapitelhause beerdige. Auch damit stimmte die Tochter nicht überein und sprach: „Mutter, wir wollen dich in die Kirche legen, in das Grab meines Vaters.“ Entschieden

sich dieser Absicht widersetzend, sprach die Kranke: „Wenn ich in der Kirche soll beerdigt sein, so beschwöre ich dich bei Gott und bitte dich, mein Kind, daß du meinen Leib nicht im Grabe meines Vaters beisehest, von dem ich so viele Jahre getrennt war. Ich will nicht, daß die Tote vereint werde mit dem Toten, von dem ich im Leben aus Liebe zur Enthaltksamkeit so lange abgesondert lebte.“ „So werden wir dich, meine Mutter, mit deinem Sohne, meinem Bruder Konrad, beerdigen lassen,“ sprach Gertrud. Die Mutter entgegnete: „Im Grabe will ich mit keinem Gemeinschaft haben, sondern, wenn ihr durchaus darauf besteht, mich in der Kirche zu begraben, so rate ich, begrabt mich vor dem Altare des heiligen Evangelisten Johannes.“ Vor diesem Altare lagen einige ihrer Enkelchen, deren Unschuld sie liebte, in deren Grabe sie daher liegen wollte. Vielleicht hatte sie auch zu dem Lieblingsjünger des Herrn, weil er das hohe Vorbild jungfräulicher Keinheit ist, eine besondere Zuneigung gefaßt. Gertrud war aber noch nicht zufrieden und sprach: „Mutter, wir werden dich vor dem Altare des heiligen Petrus beisetzen, um dein Grab immer vor Augen zu haben.“ Vom prophetischen Geiste erleuchtet, riet die Heilige davon ab: „Wenn ihr das thut, so wird es euch in kurzem wegen der Störungen gereuen, die euch an meinem Grabe entstehen

werden.“ Als in der Folge so viele Kranke hilfesuchend zu ihrem Grabe wallfahrteten, ging ihre Voraussetzung allerdings in Erfüllung.

18. Kapitel.

Der Tod der Heiligen.

Als die Zeit erfüllt war, da die Seele der Dienerin Gottes der Banden des hinfälligen Leibes entledigt werden und den Lohn für die Treue empfangen sollte, die sie durch siebenzig opfervolle Lebensjahre standhaft bewahrt hatte, öffneten sich die Thore der ewigen Stadt Gottes, vor denen sie des Einlasses harnte, und die Bewohner des himmlischen Jerusalems traten hervor, um ihre künftige Genossin zu begrüßen und ihr einen Vorgesmack der ewigen Freuden zu gewähren. Es war am Feste Mariä Geburt und die Schwestern und Krankenwärterinnen zu den feierlichen Vespere in der Kirche versammelt; da sah Katharina, die allein bei der Kranken geblieben war, plötzlich einige lichtstrahlende Personen in das Gemach eintreten. Lautlos schwebten sie heran, die Heilige aber rief ihnen in der Entzückung jubelnd entgegen: „Willkommen, meine Frauen, heilige Maria Magdalena, heilige Katharina, heilige Thekla, heilige Ursula!“ Auch nannte

sie die Namen anderer Heiligen. Katharina bemerkte, daß sich die heilige Fürstin mit ihnen unterredete, wie es schien, über die Stunde ihres Hinscheidens. Nach Beendigung der Vespere verschwand diese wunderbare Erscheinung. Doch am Feste des heiligen Matthäus, als die Klosterjungfrauen im Kapitelszimmer versammelt und nur Pinnosa und Benedicta bei der Kranken waren, rief diese aus: „Knieet wieder und betet!“ Auf die Frage, warum dies geschehen solle, erwiderte sie: „Seht ihr nicht die heilige Magdalena — die heilige Katharina?“ Sie nannte noch einen Märtyrer, dessen Namen die Jungfrauen, die nicht Latein verstanden, nicht behalten konnten.

Von den vielen Verehrerinnen, welche die Fürstin in ihrer letzten Krankheit besuchten, kam auch eine vornehme, tugendhafte Frau, namens Myleisa, welche die Heilige stets hochgeschätzt hatte. Als sie sich nach längerem Verweilen erhob, sagte die Kranke, unermüdet sich aufzurichten, zu ihr: „Tritt näher, geliebte Myleisa, und empfangen den Kuß meines Mundes, denn ich sage dir, du wirst mich, wenn du dich heut entfernt hast, in diesem sterblichen Leben nicht wiedersehen.“

Am 15. Oktober des Jahres 1243 um dieselbe Abendstunde, da die Heilige gewohnt gewesen, die kargliche Nahrung zu sich zu nehmen, nahte der Augenblick ihrer Verklärung. Herzogin Anna

war kurz zuvor rechtzeitig, wie gerufen, von Prag zurückgekehrt. Bei ihrem Eintritte sprach die Sterbende zu ihrer Tochter Gertrud und zu den anwesenden Jungfrauen und Wärterinnen: „Habe ich euch es nicht gesagt, daß ich vor Rückkehr meiner Tochter nicht sterben werde?“ — Es war eine feierliche Stunde, jedes Herz mit Trauer erfüllt. Die Heilige hatte, nachdem sie die heilige Wegzehrung empfangen, den Schleier, den sie als Vermächtnis von ihrer Nichte Elisabeth erhalten, sich ums Haupt winden lassen, und betrachtete mit Inbrunst das kleine elfenbeinerne Muttergottesbild, das sie auf allen Lebenswegen bei sich getragen, und womit sie auf ihren Krankengängen so viel Segen verbreitet hatte. Alle Umstehenden noch einmal anschauend, mit jenem vergeistigtem Blicke, welcher bereits aus dem Jenseits herniederzuleuchten schien, atmete sie leiser und leiser und empfahl ihre Seele in die Hände des Herrn. — So ging ihre Seele zur ewigen Ruhe ein.

Ihr Körper, den sie im Leben unnachlässig streng der Herrschaft des Geistes unterworfen hatte, war infolge der beständigen Abtötung ganz unscheinlich geworden. Dazu kamen noch die Folgen des Greisenalters. Gerade deshalb mußte die wunderbare Umwandlung, die mit dem Körper der Heiligen im Tode vorging, für alle, die sie gekannt hatten, um so auffallender sein. Als

Schwester Wenzeslawa den entseelten Leib zu waschen begann, entdeckte sie das rauhe Bußgewand der Heiligen, desgleichen fand sie um die Hüften derselben den groben, roßhärenen Gürtel. Sobald sie den Leib dieser schmerzhaften Marterwerkzeuge entleibt hatte, traten alsbald die Kennzeichen der Verklärung hervor. Die Haut, die von vielen Runzeln durchfurcht und sowohl von der Blut des inneren Liebesfeuers, als auch von der äußerlich eindringenden scharfen Kälte wie verbrannt erschien, begann alsbald vor aller Augen weiß wie Schnee zu erglänzen und eine durchschimmernde Klarheit zu zeigen. Das in der letzten Krankheit bläulich gewordene Antlitz wurde im Tode schneeweiß, Röthe überzog ihre Wangen und ihre Lippen waren lebensfrisch. Allen erschien sie überaus schön, einer Schummernden ähnlich, ohne ein Zeichen des Todes. Sogar ihre, sonst so vernachlässigten und zerrissenen Füße sah man jetzt weiß wie Milch. So vom Scheitel bis zur Fußsohle verjüngt und verklärt, bezeugte ihr Zustand allen, daß sie aus dem Zustande der Erniedrigung und Selbstverachtung bereits zu ewiger Herrlichkeit erhoben sei.

Die Schwestern des Klosters eilten zur Bahre, um ein Andenken an die Heilige zu erlangen. Wäre es nach ihnen gegangen, so hätten sie die heilige Landesmutter wohl nicht unter die Erde

bringen lassen. Die ehrwürdige Leiche wurde nun in die Kirche getragen und daselbst drei Tage lang zur öffentlichen Schau und Ehrenbezeugung ausgestellt. Viele Menschen wachten und beteten bei ihr und priesen Gott um der Verklärung willen, die er an der Heiligen bereits offenbarte.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Todesnachricht über das ganze Land; denn weil die Heilige die Armen zu Freunden gehabt, waren nun an allen Orten Trostlose, die sie schmerzlich beweinten. Unausprechlich war die Trauer der Klosterschwestern; doch durften sie am ehesten sich trösten, denn gerade sie empfingen die ersten Gnadenbeweise der Dahingeshiedenen, die auch nach dem Tode noch ihnen nahe blieb. — Die Kraft ihrer Fürbitte bei Gott erfuhr zuerst Schwester Jutta, die infolge eines verfehlten Aderlasses eine gefährlich, schwarzblau angeschwollene Hand hatte. In ihrer Angst berührte sie das Bußgewand, in welchem die Heilige auf der Bahre lag. Da nahm sie einen wunderbar starken Wohlgeruch wahr und erhielt alsbald die volle Gesundheit wieder. — Schwester Martha litt wegen Vertrocknung der Speicheldrüsen an so unnatürlichem Durste, daß sie mehrere Jahre hindurch nicht genug trinken konnte, beim Eintritte in die Kirche sogar das Weihwasser trank und deshalb von der Äbtissin oftmals gestraft ward,

weil man es für eine üble Gewohnheit ansah. Da sich die Unglückliche nicht zu helfen wußte, lief sie in das Gemach, wo der Leib der Heiligen war gewaschen worden und betete: „Meine heilige Frau Hedwig, befreie mich von diesem Leiden und der Schmach, die ich wegen meines Durstes zu leiden habe.“ Sie griff nach dem Becken, in welchem noch das Waschwasser stand, spülte Mund und Hals damit aus und war plötzlich von ihrem Übel befreit.

Bevor die Leiche beerdigt ward, befahl Äbtissin Gertrud der Schwester Wenzeslawa, daß sie den Schleier der heil. Elisabeth vom Haupte der Heiligen abnehmen und durch einen andern ersetzen sollte, denn sie wollte dieses Kleinod als doppeltes Andenken an ihre Verwandte und Mutter der Verwesung entziehen und für sich aufbewahren. Als Wenzeslawa das Antlitz der Dahingeshiedenen enthüllte, sah sie dieselbe mit geöffnetem Munde daliegen, dem ein außerordentlich lieblicher Geruch entströmte. Den ganzen Leib aber, der beim Abwaschen in milchweißer oder schneewiger Farbe erschienen war, sah sie jetzt von einem weit höherem Glanze übergoßen.

Die irdischen Überreste der Heiligen wurden aller Wahrscheinlichkeit nach vor dem Altare des heil. Petrus, angesichts des Jungfrauenchores in der St. Bartholomäuskirche zu Trebnitz beigesetzt.

Bald bestätigten sich ihre prophetischen Worte; ihr Grab wurde und blieb das Wallfahrtsziel zahlloser Pilger, die selbst aus entlegenen Gegenden herbeikamen. Besonders riefen, und zwar oft auf eine die im Chöre betenden Jungfrauen sehr belästigende Weise, alle Unglücklichen aus dem niederen Volke, denen die milde Hand ihrer sichtbaren Mutter nun verschlossen war, in unerschütterlichem Vertrauen die Unsichtbare um ihre Fürbitte und Hilfe am Throne Gottes an.

19. Kapitel.

Wunder nach dem Tode.

Das Weheklagen der Armen und die Trauer der Klosterjungfrauen verwandelte sich bald in jubelnde Begeisterung, als die vielen Wunder, welche der Allmächtige zur Verherrlichung seiner seligen Dienerin an den Kranken wirkte, unter ihrem Volke ruckbar wurden. Allgemein war man überzeugt, daß der Herr ihr Macht verliehen habe, den Segen des Himmels ihren Kindern auf Erden zu vermitteln. — Aus der Menge der überlieferten Wunder sollen die augenfälligsten herausgehoben werden und zur Darstellung gelangen.

Acht Personen allein wurden auf das Gebet der Heiligen der Todesgefahr entrißen, oder sogar wieder

zum Leben gebracht. Der siebenjährige Knabe eines Ritters Vitoslaus von Borech lag röchelnd in den letzten Zügen. Auf den Ruf der Mutter: „Unser Kind nimmt Abschied von dir und geht heim, wir haben bereits keinen Sohn mehr,“ streckte der Vater, der selbst krank zu Bett lag, seine Hände empor und flehte: „O meine heilige Frau Hedwig, ich habe dir gedient und du hattest mich lieb in deinem Leben; erzeige mir jetzt die Gnade, daß durch deine Fürbitte mein Sohn am Leben bleibt; dies soll mir der beste Lohn meiner Dienstbarkeit sein.“ Nach diesem Gebete wandte sich der kranke Knabe um, sah tröstlich den Vater an, und obwohl er von Michaeli bis Martinitag krank gelegen, sprang er schon nach drei Tagen aus dem Siechbette. — Im folgenden Jahre schlug ihn ein Pferd so gewaltig vor die Stirn, daß er so lange wie tot dalag, als jemand eine polnische Meile zu Fuß geht. Er kam zwar wieder zu sich, aber in der Kopfwunde setzte sich wildes Fleisch an und er schwebte von neuem in Todesgefahr. Da eilte der Vater, der früheren Hilfe eingedenk, am Dreikönigsfeste nach Trebnitz. Als er unterwegs war, genas sein Kind zuhause, und bei der Rückkehr eilte ihm die Mutter mit der Freudennachricht entgegen: „Unser Sohn ist durch Gottes Beistand ganz gesund.“

Zu Breslau stürzte ein achtzehnjähriges Mädchen beim Wassers schöpfen in die hochangeschwollene Oder und wurde von der Gewalt des Stromes unter die Räder von vier aufeinander folgenden Mühlen gerissen. Auf den Hilferuf eines Mannes sprang Berchta, eine Verwandte der Verunglückten, herbei und rief zum Himmel: „Frau Hedwig, ich bitte dich, laß meine Verwandte nicht untergehen, sondern errette sie aus dieser Gefahr.“ Eine Anzahl Leute, die herbei geeilt waren, halfen ihr beten; andere brachten Rähne und Stangen, um die Rettung zu versuchen, obwohl das Wasser an jener Stelle gegen 20 Ellen tief war. Plötzlich erschien die Verunglückte am anderen Oderufer gesund und ohne Verletzung und wand sich die Kleider aus, nachdem sie über $\frac{3}{4}$ Stunden unter Wasser gewesen. Zum Beweise des Wunders trug sie am Rücken einige blaue Flecke vom Drucke der Räder davon.

Am Feste Kreuz-Erhöhung stürzte ein Müllerssohn Nicolaus, ebenfalls zu Breslau, in die Oder und versank. Auf das Jammergeschrei der Mutter kam Walthier von Pragow, der Besitzer der Mühle, mit vielen Menschen herbei und fand den Knaben in der hölzernen Flutrinne unter dem Rade eingequetscht liegen, während die Füße aus dem Wasser hervorragten. Da keine Hebeebäume, um das große Rad aufzuheben, zur Hand

waren, ließ man mehrmals den vollen Wassersturz gegen das Rad los, aber es war so fest auf den Körper des Knaben geklemmt, daß es sich nicht umschwang. Als man es endlich mit Hebeebäumen emporbrachte und den Knaben herauszog, war derselbe tot, blau, kalt, starr und ganz steif. Obwohl ohne Hoffnung flehte dennoch Walthier: „O selige Hedwig, erwecke doch diesen Knaben, ich will gern mit ihm, wenn du ihn ins Leben zurückgerufen hast, barfuß zu deinem Grabe kommen.“ Nachdem er den fast zerdrückten Knaben kopfabwärts gestellt und des eingeschluckten Wassers entleert hatte, legte er ihn in die Nähe eines Feuers. Der Knabe blieb von Mittag bis Sonnenuntergang liegen, während die Anwesenden Gott unablässig um der Verdienste der heiligen Hedwig willen anriefen. Da begann er zu atmen, stand am andern Morgen unverfehrt und völlig schmerzlos auf und behielt nur einen großen blauen Fleck von der Quetschung als Wahrzeichen.

Ebenso kam das zweijährige Kind des Burggrafen Vincenz von Rosenberk, welches in der Oder ertrunken war, infolge eines Wallfahrtsge-
lübdes der Eltern wieder zum Leben, starb aber nochmals als man das Gelübde vergaß, und erwachte von neuem, als das Versprechen wiederholt und ausgeführt wurde.

Elzuna, eine Bürgersfrau zu Breslau, hatte

ihr fünf Wochen altes Töchterchen einer gewissen Boguslawka zur Obhut übergeben; diese war aus der Stube gelaufen, und ein Schwein, welches eingedrungen, hatte die Wiege umgeworfen und das Kind erstickt. Die Eltern, die sich des Kindesmordes schuldig hielten, gedachten der Wunderthaten der heiligen Hedwig und flehten sie inbrünstig um Hilfe an. Bald darauf fanden sie ihr Kind lebend in der Kammer, wo sie es für das Begräbniß hingelegt hatten, nachdem es über zwei Stunden tot gewesen.

Zu Lissoritz, im Bistum Olmütz war ein Weib schon einen ganzen Tag tot und litt für ihre bei Lebzeiten nicht abgebüßten Sünden die Qualen des Fegfeuers. Da erschien ihr die heilige Hedwig, entriß sie den Peinen und rief sie ins Leben zurück. Das Weib hatte in ihrem Leben nie etwas von der Heiligen und ihren Wundern gehört; jetzt nach ihrer Auferweckung verkündigte sie noch viele Jahre hindurch das Lob ihrer Retterin und erzählte allen, was mit ihr Wunderbares geschehen war.

Zu Prausnitz war ein Mann gestorben und sollte, nachdem er zwei Tage auf der Bahre gelegen, auf dem Kirchhofe des Klosters zu Trebnitz begraben werden. Da stand er wieder von den Toten auf. Als Herzog Boleslaus dies hörte, wollte er es nicht glauben, befahl den Auferstandenen vor sich zu bringen und ließ seinen Guts-

herrn auffordern, ihn darüber zu verhören. Die Untersuchung ergab, daß der Mann wirklich gestorben und auf die Fürbitte der heiligen Grossmutter des Herzogs ins Leben zurückgekehrt sei.

Auch andere Krankheiten wurden auf die Fürbitte der Heiligen wunderbar geheilt. Boguslawka, die Gemahlin des Burggrafen Simon von Gnesen, die zwei Jahre lang derartig an Kopfgicht und Augenschmerzen gelitten, daß sie weder essen noch schlafen, noch ein Rissen unter ihrem Kopfe erleiden konnte, beschloß, mit zahlreichem Gefolge nach Trebnitz zu wallfahren. Beim Abschiede sprach ihr Mann zu ihr: „Du magst unterwegs leben und umkommen, ich übergebe dich dem Herrn und der heiligen Hedwig.“ Unterwegs schon fühlte sie ihren Kopf leichter. In Trebnitz angekommen, betete sie am Grabe der Heiligen: „O meine heilige Jungfrau Maria, befehl deiner Dienerin Hedwig, daß sie mir helfe! Du aber, o heilige Hedwig, komme mir, deiner unwürdigen Dienerin, zu Hilfe!“ Nachdem sie ihre Andacht verrichtet hatte, wurde sie in Gegenwart der Ritter ihres Gefolges und aller Jungfrauen des Klosters von ihrem Kopfschmerz und Augenschmerz vollständig befreit.

Auf ähnliche Weise erhielten sechs Blinde ihr Augenlicht wieder; doch geschahen diese Heilungen nicht plötzlich, sondern erst nach wiederholter Wallfahrt zum Grabe der Seligen, oder nach länge-

rem Verweilen daselbst. So wurde ein gewisser Wenceslaus, der vier Monate blind war, von seiner Großmutter dreimal nach Trebnitz gebracht und erst beim drittenmal sehend. — Drei Wochen lang flehte ein Blinder aus Als die Heilige um sein Gesicht an und erlangte es endlich am St. Georgstage in Gegenwart vieler wieder.

Es gab auch Zweifler, die es für Thorheit hielten, in Trebnitz Heilung zu suchen. Als die blinde Tochter eines gewissen Friedrich von Brieg in Folge des Gelübdes ihrer Mutter dorthin gebracht werden sollte und das Fuhrwerk bereit stand, trat des Mädchens Oheim, Ritter Konrad, heran und meinte, es wäre besser, die Pferde zuhause zu lassen und an den Pflug zu spannen. Die Frau reiste trotzdem ab, legte ihre unglückliche Tochter auf das Grab der Heiligen und kehrte mit der Sehendgewordenen zur Beschämung des Zweiflers nach Brieg zurück.

Auch Taube, Stumme, an Händen und Füßen Gelähmte, Buckelige, Sichtbrüchige, mit der Fallsucht Behaftete, Beseffene, an der Ruhr, Bräune und an Fisteln Leidende fanden von nah und fern Heilung und Trost am Grabe der heiligen Fürstin.

Am Pfingstfeste erhielt Schwester Juliana ihr am Dreikönigsfeste verlorenes Gehör wieder. Indem sie ihren Kopf unter inbrünstigem Gebete auf das Grab der heiligen Hedwig legte, kam es

ihr vor, als ob ihr ein feuriges Steinchen durch die Ohren ginge. Die übrigen Schwestern des Konvents waren Zeugen des Wunders. — Kriechend besuchte eine gewisse Maguscha, an Zunge und Füßen gelähmt, vier Wochen lang täglich das Grab der Heiligen. Eines Tages erschien ihr eine leuchtende Frau und sprach zu ihr: „Warum liegst du da? Gehe in die Kirche!“ Sie gehorchte, betete aber nur im Herzen, da sie es mit der Zunge nicht vermochte. Am Pfingstsonnabend löste sich das Band ihrer Zunge und aufrecht konnte sie heimkehren.

Snegula, eine Breslauer Bürgersfrau, schon einmal von Taubheit befreit, wurde am St. Laurentiusfeste beim Haselnußsammeln plötzlich an Zunge, Händen und Füßen gelähmt. Nach einem Jahre erst ward sie auf Anraten des Pfarrers Berthold zu Trebnitz von ihrer Mutter Belysa und einer Frau Jutta mehrmals in einem Tuche zu St. Hedwigs Grabe getragen. Am Sonntage Lätare, als sie wieder da war und bereits die Kirchthüren geschlossen werden sollten, wollte die Mutter ihre Tochter abermals unverrichteter Sache fortbringen. Da rief die Kranke plötzlich, als hätte die Angst die Zunge gelöst: „Mutter, Mutter, du tötest mich, weil du nicht weißt, daß es mit mir gut steht!“ Im vollen Besitze ihrer Sprache und Glieder konnte sie auf eignen Füßen zurückgehen.

Merkwürdig war die Heilung eines betagten Weibes aus Pommern, die dreißig Jahre an einer verdorrten Hand litt, welche ganz fest und steif an die Hüfte gedrückt war. Auf den Ruf, der von den Wundern der heiligen Hedwig in die nordischen Länder drang, kam sie mit zwanzig anderen Leuten nach Trebnitz. Indem sie hier am heiligen Grabe ihr Gebet verrichtete, wurde sie vor aller Augen gesund. Nach Pommern zurückgekehrt, wurde sie vor den Herzog Swentopolk geführt, welcher sich gerade mit vielen Rittern auf dem Schlosse Schwetz an der Weichsel bei Marienwerder befand. Diesem erzählten die Augenzeugen: „Diese Frau, Herr, ist hier geboren; wir wissen, daß sie durch viele Jahre mit den Banden des Elends gefesselt war, nun aber ist sie gesund, und zwar durch die Verdienste der heiligen Hedwig.“ Zum Zeugnisse stellten sie auch den hochbetagten Vater der Geheilten vor. Da brach der Herzog in Thränen aus und rief: „Herr, mein Gott, viel habe ich vor dir gesündigt. Ich habe die Heilige nicht zu sehen verdient, da sie noch unter den Sterblichen wandelte, obwohl ich zu ihrer Zeit oftmals in Polen war.“ Swentopolk hatte allerdings Grund zur Reue, denn er war es, der Heinrich den Bärtigen zu Gonsawa im Bade überfallen ließ.

Eine Frau aus Schwetz war so verkrummt

und verlahmt, daß sie beim Gehen ihre Brust beinahe mit den Knien berührte. In so gekrümmter Stellung kam sie, wie sie gelobt, auf ihren Stab gestützt, aus jener großen Entfernung, täglich nur eine halbe Meile zu Fuß zurücklegend, bis Militsch, vier Meilen von Trebnitz. Plötzlich vermochte sie sich dort gerade emporzurichten und war ganz geheilt. Frohlockend ging sie nun vollends, ihrem Gelübde getreu, nach Trebnitz, und kehrte, nachdem sie am Grabe der Heiligen ihren Dank abgestattet, nach Schwetz zurück. Ihre früheren Bekannten erkannten sie fast nicht mehr wieder, denn sie erschien ihnen verjüngt und viel schöner als vor der Krankheit.

Heinrich, der Sohn des Ritters Albrecht von Prausnitz, hatte noch im achten Jahre so dünne Beinchen, daß er nur kriechend sich fortbewegen konnte. Seine Mutter Beatrix gelobte in ihrem Kummer der allerseeligsten Jungfrau, ihr ganzes Leben lang jeden Sonnabend zu fasten, wenn das Kind laufen lernte. Längere Zeit hatte sie vergeblich gefleht, da Gott die Heilung des Kindes der heiligen Hedwig vorbehalten zu haben schien. Während des Schlafes ermahnt, zum Grabe derselben mit dem Kinde zu pilgern, befolgte sie dies und betete dort: „Heilige Hedwig, heile gnädig meinen Sohn; wenn du ihn gesund machst, gelobe ich dir, daß ich ihn in den Wissenschaften unter-

richten lassen und deinem Dienste widmen will.“ Auf dieses Gebet der bekümmerten Mutter erhob sich plötzlich der Knabe vor den Augen der Äbtissin Gertrud, der Grabeshüterin Petronella, vor dem Pfarrer Berthold, der ihn getauft hatte, und vielen anderen und konnte laufen.

Eine Breslauer Bürgersfrau Jutta hatte vom Schlage gelähmte Füße und lag auf einer Stelle. Infolgedessen gingen ihre Hüften in Fäulnis über und verbreiteten einen üblen Geruch. Sie fuhr nach Trebnitz, erhob sich, nach dem sie dort ihr Gebet verrichtet, völlig genesen und ging zu Fuß nach Breslau zurück.

Einen gewissen Sestremil zu Breslau hatte der Schlag auf die Rückenwirbelsäule gerührt, so daß er völlig gelähmt war. Täglich trug ihn sein Weib mit Hilfe einer anderen Person vor die Thür der St. Adalbertkirche, um Almosen zu betteln. Da gelobte er: „Selige Hedwig, wenn ich's nicht anders vermag, will ich mich kriechend fortschleppen; würdige mich, daß ich wenigstens Deine und Füße an mich ziehen kann.“ Diese lagen wie Stecken steif vor ihm, und oft wurde er darauf getreten. Am Dienstag vor dem Palmsonntage kroch er also von Breslau fort, kam nächsten Freitag bis Wiese, etwa eine Meile vor Trebnitz. Auf der Anhöhe, wo er die Klosterkirche erblickte, angelangt, konnte er stehen und gehen. In Breslau erregte seine Heilung allgemeine Be-

wunderung und Freude. Er hat sogar nachher noch wohlbehalten eine Pilgerfahrt zu den Gräbern der heiligen Apostelfürsten nach Rom unternommen.

Auffallend war die plötzliche Heilung eines Mädchens Pribislawa, die zwei Jahre gelähmt war und insofgedessen am Rücken einen Höcker in der Größe eines Topfes erhalten hatte. Ihre Mutter eilte mit ihr bei der Kunde der sich mehrenden Wunder nach Trebnitz, wo sie am St. Bartholomäustage es wirklich ersuchte, daß ihre Tochter von Lähmung und Auswuchs befreit wurde.

Bratumila, der Frau eines gewissen Wenzel aus Jeltsch, kam eines Tages ein böser Geist in Gestalt eines Bettlers entgegen, und als sie sich vor ihm bekreuzte, herrschte er sie mit den Worten an: „Warum bewegst du dieses Holz gegen uns?“ Damit meinte er ihre Hand und drückte dieselbe so sehr, daß ihr einige Finger eingepreßt waren und sie sofort verdorrte. Bald wurde die Unglückliche auch irrsinnig. Nannte man ihr den Namen eines Heiligen oder reichte man ihr ein Kreuz hin, so spie sie dagegen aus. Ihre Freundinnen brachten sie nach Trebnitz, wo sie ihre Besinnung wieder gewann, den Gebrauch ihrer Hand indes nicht. Da sie ihrem Manne wenig nützen konnte, führte er sie nach zwei Jahren unwillig vor den Bischof Thomas I. und verlangte die Scheidung. Der Bischof aber wies

ihn ab mit den Worten: „Aus dem nämlichen Grunde, weshalb du dir die Gesunde genommen, behalte dir nun auch die Kranke.“ Auch der Pfarrer Berthold bewog den Mann zur Nachsicht. Drei Jahre darauf erlangte sie während eines sieben-tägigen Aufenthaltes in Trebnitz den Gebrauch ihrer Hand wieder.

Die angeführten Thatfachen werfen ein helles Licht auf die Denkweise des Volkes in jener Zeit. Das unbegrenzte Vertrauen, womit es zur heiligen Hedwig aufblickte und wunderbare Hilfe in allen Nöten von ihr begehrte und erwartete, die vertraulichen Gebetsformeln, deren es sich bediente, tragen das Gepräge des kindlich festen Glaubens, der rührenden Zuversicht in die göttliche Machtfülle, welcher die Gesetze der Natur gehorchen müssen, wo sie wirkend und helfend eintreten will.

20. Kapitel.

Heiligsprechung und Erhebung.

Die Stimme des Volkes hatte seine Fürstin bereits heilig gesprochen, ehe ihr Name von dem Statthalter Christi auf St. Petri Stuhl in das Buch der Heiligen eingeschrieben wurde. Hedwigs Wunderglorie strahlte so hell durch Schlessien und Polen, daß in aller Herzen sich der Wunsch regte, der geliebten Landesmutter möge auch

in der Kirche Gottes auf Erden die Ehre zuteil werden, die sie nach ihrer innigsten Überzeugung im Jenseits schon längst empfangen hatte.

Daß dieser Ehrentag nicht mehr fern sei, schienen selbst am Grabe der Seligen wiederkehrende Zeichen anzudeuten. In einer Nacht erwachte Schwester Elisabeth, Sakristanin des Klosters, vor den Betten und sah, daß das Licht im Schlaßsaale ausgelöscht war. Um dasselbe wieder anzuzünden, ging sie in die Kirche. An der Ruhestätte der heiligen Fürstin vorübergehend, sah sie dieselbe von einem sehr hellen Glanze umgeben, und furchtsam zurückkommend, erzählte sie es den anderen. Desgleichen bemerkte Schwester Juliana nicht nur einen großen Schein, sondern auch zwei Bischöfe und zwei Äbte, alle in Alben am Grabe stehend. — An einem Jahresgedächtnis der Seligen wachten einige Schwestern im Gebete am Grabe. Während der Lesung der Psalmen hatten Agnes, Christina, Margaretha und Johanna ihre Augen auf die Grabstätte gerichtet. Allen drang ein außerordentlich lieblicher Geruch entgegen. Obwohl sie keine wohlriechenden Gegenstände bei sich hatten, ward der Geruch immer stärker und alle verwunderten sich stillschweigend. Durch Zeichen gab Schwester Agnes den anderen ihr Staunen zu erkennen; diese erwiderten: „Ja, wir haben es auch bemerkt

und riechen es noch.“ — Das helle Licht und die Süßigkeit des Duftes, erklärt die Legende, gaben deutlich zu verstehen, daß die Heilige, deren Leben durch das Licht ihrer guten Werke die Welt erleuchtet hatte, bereits das Licht im Lichte schaue und vor Gott wie der Wohlgeruch des Balsams sei.

Inzwischen aber vergingen noch mehrere Jahre, bis sich Hedwigs Lieblingsenkel Wladislaus, später Bischof von Salzburg, mit seinen Brüdern Heinrich III. von Breslau und Konrad von Glogau und mit dem Bischof Thomas I. von Breslau vereinigte, um die Heiligsprechung beim apostolischen Stuhle zu betreiben. Als Abgesandte wurden 1262 der Archidakon Salomon und der Scholasticus Nicolaus vom Krafauer Domstift sowie Herengebert, Dekan des Wissehrader Kapitels zu Prag, die beiden letzteren zugleich Breslauer Domherren, zum heiligen Vater geschickt. Salomon hatte den Auftrag, dem Papste Urban IV. über das Leben und die bisher geschehenen Wunder der seligen Fürstin Vortrag zu halten und ihn um ihre Heiligsprechung zu bitten. Nicolaus war für seine Person mit der größten Zuversicht erfüllt, denn kurz vor seiner Abreise war auf sein Gebet zur seligen Herzogin seine todkranke Nichte gesund geworden. Viele angesehene Männer schlossen sich dem Zuge nach der ewigen Stadt an.

Urban IV. ernannte bald den Bischof Woli-

mir von Wladislaw und Simon, den Prior des Abalbertklosters zu Breslau zu Examinatoren für den Heiligsprechungsprozeß. Am 26. Oktober 1262 begannen diese das Verhör der Zeugen, die zum Teil bereits erwähnt sind, im Kapitelzimmer zu Trebnitz. Sie beeilten sich und schickten die gesammelten Akten mit Unterschrift und Siegel nach Rom. Aber da sie angegeben hatten, daß sie wegen allzugroßer Entfernung manche Personen gar nicht verhören und einige Umstände nicht genau hätten ermitteln können, so wurde ihnen vom Papste eine zweite Untersuchung aufgetragen, die sie am nächsten 25. Februar in der Bartholomäuskirche zu Trebnitz abhielten. Aber auch diese genügte noch nicht; am 17. März des folgenden Jahres wurde eine dritte und am 25. desselben Monats eine vierte im Dominikanerkloster zu St. Adalbert in Breslau angelegt, ohne der kleineren zu gedenken, welche die Examinatoren an verschiedenen anderen Orten vornahmen. Die sämtlichen Akten wurden dem Papste Urban IV. im August 1264 überreicht. Er lag aber schon hoffnungslos krank und starb bald. Ungebuldig harrten die Gesandten der Wahl des neuen Papstes und seiner Entscheidung. Clemens IV. ließ die Akten von einer besonders dafür eingesetzten Kommission nochmals prüfen, überreichte sich jedoch keineswegs, sondern wünschte vielmehr noch von Gott

selbst durch ein Wunderzeichen in seinem Entschlusse bekräftigt und völlig überzeugt zu werden. Ehe er in den geistlichen Stand getreten, war er Ritter und verheiratet gewesen. Aus jener Zeit lebte ihm eine Tochter, die aber vollständig blind war. Als er sich nun mit seinem Hofe in Viterbo aufhielt, flehte er eines Tages während des heiligen Messopfers inständig zu Gott, ihm auf die Fürbitte derjenigen, die er in die Zahl der Heiligen einschreiben sollte, ein Zeichen zu geben und seine blinde Tochter sehend zu machen. Es währte nicht lange, so brachte ihm wirklich ein Eilbote die Nachricht, daß die Blinde zur selben Stunde ihr Augenlicht wiedererhalten habe. Ohne Verzug trat er in die Versammlung der Kardinäle, verlas vor ihnen die Akten über das Leben und die Wunder und hielt eine Anrede über die Verdienste der heiligen Hedwig. Hierauf schrieb er ihren Namen feierlich in das Buch der Heiligen ein und setzte für Schlesien und Polen den Tag ihrer Verehrung auf den 15. Oktober fest, an welchem sie gestorben war. Die Heiligsprechungsbulle ist vom 26. März 1267 datiert.

So erfüllte sich jene nächtliche Erscheinung der zwei hohenpriesterlichen Gestalten, die Schwester Juliana am Grabe der Heiligen erblickt hatte. Die zwei Äbte sollten bei der Erhebung der heiligen Gebeine zugegen sein.

Freudig eilten die Gesandten heimwärts. Ihre

Botschaft verbreitete sich schnell überall, und lauter Jubel erscholl durch das ganze Land, als der Tag der Erhebung des heiligen Leibes in der päpstlichen Bulle auf den 17. August des folgenden Jahres festgesetzt wurde.

Die heimkehrenden Gesandten erzählten, daß der Tag der Heiligsprechung zu Viterbo selbst durch ein Wunder verherrlicht worden sei. Es war ein Fasttag und für die zahlreiche Versammlung konnten aus der Umgegend nicht genug Fische verschafft werden. Bei Viterbo gab es in einem Thale zwar einen Fischbehälter, aber damals keine Fische darin; plötzlich fand man nun eine große Fülle derselben, welche zum Festmahle ausreichte und alle Anwesenden in freudiges Staunen versetzte.

In Schlesien wurden an allen Orten Vorbereitungen zu einem der herrlichsten Feste getroffen. Erzbischof Wladislaus von Salzburg legte schon am 28. April 1268 an der Südseite der Trebnitzer Stiftskirche den Grundstein zu der prächtigen Hedwigskapelle, die er zur würdigen Ruhestätte seiner Großmutter bestimmte und auf eigene Kosten im edelsten Spitzbogenstile erbauen ließ. Als der Morgen des 17. August anbrach, vermochte Trebnitz die Scharen der Gläubigen nicht zu fassen, die aus den entferntesten Gegenden herbeiströmten. Allen voran erschien Ottokar von Böhmen, der Neffe der Herzogin Anna,

welche leider diesen Jubeltag nicht erlebt hatte. Außer den einheimischen, schlesischen Herzögen waren anwesend die Herzöge von Polen, Pommern und Preußen. Bischöfe und Äbte mit ihrer Geistlichkeit, viele Vornehme aus deutschen Landen waren mit zahlreicher Begleitung erschienen und lagen mit der schlesischen Ritterschaft in den Zelten um Trebnitz zu einem friedlichen Lager vereint. Der wolkenlose Sommerhimmel des windstillen Augusttages wölbte sich gleich einer erhabenen Kuppel über der festlich gestimmten Volksmenge.

Da eben der bischöfliche Stuhl von Breslau erledigt war, so hatten die beiden Cisterzienser-äbte, Nicolaus von Leubus und Mauritius von Camenz, des Ehrenamtes zu warten, die heiligen Gebeine zu erheben. Nach dem feierlichen Gottesdienste traten sie im Mesornate, von dem Kreise der Verwandten Hedwigs und von den fürstlichen Gästen umgeben, an das Grab, welches mit Kalk und Steinen wohl verschlossen war. Diese wurden mit eisernen Instrumenten beseitigt. Als das Erdbreich aus dem Grabe ausgeworfen war, hob man vorsichtig das oberste Brett vom Sarge auf. Da entströmte dem aufgedeckten Leichnam ein so durchdringender Balsamduft, daß alle Umstehenden mit Staunen und Freude erfüllt wurden. Man hielt die herandrängende Menge zurück, damit die Reliquien ungestört erhoben werden

könnten. Die heiligen Gebeine fanden sich von ihren Bändern losgelöst; das Fleisch war verschwunden. Als man aber den Leib vollends emporgehoben, fand man die drei Finger an der linken Hand, die das Muttergottesbild auch im Tode gehalten hatte, noch ganz unverfehrt. Dadurch erhielten die bei Lebzeiten der Heiligen mit jenem Bildnis gewirkten Wunderheilungen eine neue Bestätigung. Das Gehirn, welches sonst immer zuerst in Verwesung überzugehen pflegt, war, obgleich es über fünfundzwanzig Jahre im Grabe geruht, dennoch ganz frisch und wohl erhalten. Von dem heiligen Haupte floß eine klare, durchsichtige Flüssigkeit, wie das reinste Olivenöl, wunderbaren Wohlgeruch um sich verbreitend, und die Hüllen und Tücher, mit denen das Haupt umwickelt gewesen, erschienen davon ganz durchfeuchtet.

Die heiligen Reliquien wurden sorgfältig mit Wein gewaschen und in die neu errichtete Hedwigskapelle übertragen, wo man sie zur Verehrung ausstellte. Alle brachten nach Stand und Vermögen ihre Opfergaben dar. Obgleich der Zutritt zu den heiligen Reliquien wegen der Unzahl der Andächtigen erschwert war, ertrugen doch alle das Gedränge geduldig. Es war, als ob der Geist der Heiligen selbst die Feier beschützt hätte; kein Streit entstand, niemand wurde verwundet oder erdrückt. Männer, die sich in Schlachten

erbittert gegenüber gestanden, wandelten hier in brüderlicher Eintracht nebeneinander. Überall herrschte Friede und Versöhnung, und noch sechzig Jahre später erzählten alte Leute von diesem Fest mit innigster Freude.

Durch viele Tage blieb die Stiftskirche mit Vetern gefüllt. Ordensleute, Männer und Frauen erhöhten die Festfeier durch Jubelgesänge. Zahllose mit Blumengewinden umschlungene Kerzen brannten im Heiligtume. Die besondere Bewunderung der Pilger zog ein nie gesehenes Kunstwerk auf sich. Auf freisförmigen Scheiben sah man viele, in prächtiger Zusammenstellung brennende Lichter vermöge einer sinnreichen verborgenen Vorrichtung auf- und niederschweben, wodurch die Planeten und andere Gestirne des Himmels dargestellt werden sollten. Dieses Schauspiel war an diesem Tage um so bedeutungsvoller, da ja die Heilige bei Lebzeiten oftmals zur Nachtzeit beim Anblicke des sternengesäten Firmaments vor Entzücken aufjubelnd und die göttliche Allmacht bewundernd zur Andacht und Liebe Gottes entflammt worden war.

Fortan blieb Trebnitz ein Wallfahrtsort, wo durch sechs Jahrhunderte unzählige mit gläubigem Vertrauen Trost und Hilfe suchten und fanden. Der apostolische Stuhl begünstigte diese Wallfahrten, indem er den bußfertigen Pilgern

durch Verleihung von Ablassen die Gnadenschätze der Kirche erschloß. Alljährlich ziehen große Prozessionen, besonders aus Schlesiens und Polen, zu den drei Hauptfesten, an der Fronleichnamsoktav, am St. Bartholomäus- und St. Hedwigs- tage durch die Thore des ehrwürdigen Heiligtums. Unter den Pilgern sind als hervorragend zu nennen: Petrus II., Bischof von Breslau, der von seinen Domherren begleitet, 1450 zu Fuß nach Trebnitz wallfartete; im Jahre 1460 kam der päpstliche Legat Erzbischof Hieronymus von Kreta und 1469 der König Matthias von Ungarn. Im Jahre 1656 schritt der berühmte Konvertit und bewunderte Sänger heiliger Lieder, Johannes Scheffler genannt Angelus Silesius, von Breslau aus einem großen Wallfahrtszuge voran, ein Kreuzifix in der Rechten, die Prozessionskerze in der Linken und eine Dornenkrone auf dem Haupte. Ein hochfestlicher Tag war für Trebnitz der 19. Oktober 1853, da es den Tags zuvor consecrirten Fürstbischof Heinrich mit dem erlauchten Consecrator, Cardinal Schwarzenberg, als Pilger in seinen Mauern sah. Fast alljährlich brachten in den letzten Jahrzehnten Schlesiens Oberhirten der heiligen Landespatronin an ihrem Grabe den Tribut der Verehrung dar.

Die wiederkehrenden Jubiläen der heiligen Hedwig konnten wegen der Ungunst der Zeiten

nicht regelmäßig gefeiert werden. Großartig aber wurde das sechshundertjährige Gedächtnis ihres Todes am 15. Oktober 1843 und ihrer Heiligsprechung 1867 gefeiert.

Das jetzige Grabmal, bereits das dritte, ist 1680 aus schwarzem Marmor errichtet worden. Die Figur der Heiligen, im Fürstenschmuck und mit einem Kirchenmodell in der Hand, ist aus weißem Marmor und ruht auf dem Sarkophage, der die heiligen Gebeine birgt. Die Hirnschale wird jedoch in kostbarer, silberner mit Perlen geschmückter Einfassung besonders aufbewahrt und den Pilgern zum Kusse gereicht.

Das Kloster wurde durch Brände und feindliche Einfälle wiederholt verwüstet, erstand aber immer von neuem, bis es dem Klostersturm im Jahre 1810 erlag. Die Gebäude dienten dann lange Zeit weltlichen Zwecken, bis sie neuerdings wenigstens teilweise wieder im Sinne St. Hedwigs verwendet wurden.

Ging indes auch die Stiftung der Heiligen unter, der Stern ihres Ruhmes erlischt nimmer; mehr als hundert Kirchen im Schlesierlande tragen ihren Namen und beständig erfahren die Gläubigen, namentlich als fromme Väter am heiligen Grabe zu Trebnitz, die Segnungen ihrer nun im Himmel herrschenden Fürstin und Landespatronin.

Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu

8928 S



001-008928-00-0